

Zeit & Schrift

3 • 2026



Gesetz und Gnade

***Im Wartesaal
des Lebens***

Editorial

- 3** **Fromme Pöbler**
Michael Schneider

Bibelstudium

- 4** **Gesetz und Gnade (5)**
Horst von der Heyden

Bibel im Alltag

- 18** **Die Reise der Ablehnung (2)**
Charles Brabec

Glaubensleben

- 30** **Im Wartesaal des Lebens**
Wolfgang Vreemann

Vor-Gelesen

- 32** **Alisa Childers / Tim Barnett:
Die Dekonstruktion des christlichen Glaubens**
Jochen Klein

Post

- 34** **Wehrdienst und Kriegsdienst**
Herbert Laupichler

Die Rückseite

- 36** **Das Streben nach Glück**
Thomas Pommer

Zeit & Schrift

29. Jahrgang 2026

Herausgeber und Redaktion:

Horst von der Heyden (Burbach)
E-Mail: h.vdh@web.de

Michael Schneider (Gießen)
E-Mail: schneid9@web.de

Bestell- und Versandadresse:

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: mail@zs-online.de
Tel. 02736 6021

Digitale Fassung:

www.zs-online.de
(kostenloser Download)

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Horst v. d. Heyden
Sparkasse Burbach-Neunkirchen
IBAN: DE04 4605 1240 0000 5652 59
BIC: WELADED1BUB

Layout:

Wolfgang Schuppener (Vorlage)
Michael Schneider

Bildnachweis:

unsplash.com, pixabay.com,
pexels.com, gemini.google.com

Der regelmäßige Bezug von *Zeit & Schrift* bedingt Kosten von jährlich 10 €.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

Fromme Pöbler

Es war wohl eine Premiere im Deutschen Bundestag: Ein amtierender Bundeskanzler zitierte in seiner Rede aus einem persönlichen Ermutigungsbrief eines evangelikalen Christen.

Der »Rektor der Theologischen Hochschule Gießen«, so Friedrich Merz in der Haushaltsdebatte am 9. September, habe ihm »vor wenigen Tagen« geschrieben. Den Namen nannte er nicht, aber Kundige wussten (trotz des unvollständigen Hochschulnamens) natürlich sofort, um wen es sich handelte: um Prof. Dr. Stephan Holthaus. »Sehr nachdenklich, auch sehr eindringlich« sei der Brief gewesen, berichtete Merz, »voller Sorge um den Zustand unseres Landes«. Von den abschließenden Sätzen lasse er sich jedoch bewegen und motivieren:

»Es gibt noch Erfindungen »Made in Germany«, Vorzeigeunternehmen, Menschen, die sich um den sozialen Zusammenhalt mühen, Vereinsaktivitäten, Nachbarschaftshilfe, Kinder-Archen, Tafeln usw. Bei allen Problemen hat Deutschland noch so viele Chancen und Möglichkeiten. Nur wenn wir zusammenhalten, gemeinsam Dinge anpacken, auch gemeinsam Fehler machen (und sie bitte auch zugeben), aber vergehen, wieder aufstehen, nur dann haben wir Zukunft.«

Die Nachrichtenagentur IDEA griff dieses Zitat sofort auf und verlinkte ihre Meldung auch auf Facebook. Die daraufhin einsetzende Diskussion – mit Stand heute 188 Leserkommentaren – wurde leider zu einem »Tiefpunkt der Debattenkultur«, wie IDEA-Leiterin Daniela Städter einige Tage später feststellen musste. Gerade die frömmsten, sich wohl als besonders bibeltreu einschätzenden Leser überschlugen sich geradezu mit Attacken auf den Bundeskanzler: »Lächerlich. Merz ist ein Lügner, Blender und Demagoge«, hieß es da beispielsweise. »Was für ein Heuchler!«, meinte ein anderer. »Der mann [sic] ist eine Vollkatastrophe«, ließ sich ein Dritter vernehmen. »Egal was die Bundesflachzange Fritze Merz zitiert, er ist und bleibt ein notorischer Lügner und Wählerbetrüger«, urteilte ein Viertes. Und auch der Briefschreiber wurde nicht verschont: »Das [sic] Stephan Holzhaus [sic] ihm schon schreibt[,] ist ein Zei-

chen der Speichelleckerei der Kirche[,] die sich von der Bibel entfernt hat.«

Es geht mir hier nicht darum, die Politik des Bundeskanzlers zu verteidigen – sie kann und darf kritisiert werden. Aber die Art und Weise, wie Christen solche Kritik äußern, sollte nicht »gleichförmig dieser Welt« sein (Röm 12,2). »Wie sollen Menschen, die nicht an Christus glauben, in uns Christus erkennen, wenn wir uns in unserem Ton nicht von der polarisierten Welt um uns herum unterscheiden?«, mahnte Daniela Städter in ihrem Kommentar am 15. September. Glücklicherweise sahen das auch einige Leser so und hielten den Pöblern entgegen: »Ist eine solche Wortwahl geeignet, Menschen zu Christus zu führen? Was sollen Menschen denken, die Christus noch nicht kennen und die hier lesen, wie Christen miteinander umgehen und mit welchen verächtlichen Worten sie über andere sprechen?« Oder: »Unser Umgang mit Menschen sollte immer auf Christus verweisen – und Jesus lieb machen, nicht Bitterkeit und Verachtung. Das gelingt nicht, wenn Menschen sprachlich so herabgesetzt werden. Auch im politischen Streit sollten andere am Ton erkennen können, wem wir folgen. Oder etwa nicht?«

Auf einen zweiten, mindestens ebenso wichtigen Punkt wies ein anderer Leser hin: »Wenn ich die Giftigkeit der Kommentare lese, fällt mir der Gegensatz zu dem auf, wie im Neuen Testament Christen aufgefordert werden[,] für die Obrigkeit zu beten.« In der Tat – das vergessen wir bei allem Frust und Ärger über politische (Fehl-)Entscheidungen viel zu oft: »mit Bitten, Flehen und Danken für alle Menschen einzutreten, insbesondere für die Regierenden und alle, die eine hohe Stellung einnehmen, damit wir ungestört und in Frieden ein Leben führen können, durch das Gott in jeder Hinsicht geehrt wird und das in allen Belangen glaubwürdig ist« (1Tim 2,1.2 NGÜ).

Michael Schneider

Gesetz und Gnade (5)



Rabbi Nechonja ben Hakkana sprach (den Rätselspruch):

»Wer auf sich nimmt der Tora Joch,
dem nimmt man ab des Königs Joch
und das Joch des Alltagstuns.
Wer von sich wirft der Tora Joch,
dem legt man auf des Königs Joch
und das Joch des Alltagstuns.«¹

Wer die Tora als eine Ansammlung von Paragraphen versteht, hat nicht nur das Wesentliche der Tora missverstanden, sondern ihr eigentliches Wesen. Maßgeblich dazu beigetragen, dass es zu einem solchen Missverständnis überhaupt erst kommen konnte, hat die im Deutschen durchgängig gebräuchliche Übersetzung des hebräischen Wortes *Tora* mit »Gesetz«.

Wer die Tora als ein Regelwerk begreift, das vornehmlich Gottes irdisches Volk betrifft, kann sich auf Hunderte von Bibelstellen berufen, in denen es zunächst um Israel geht, das Jahwe für sich auserwählt hatte – mit dem Jahwe allerdings den umliegenden Völkern etwas davon zeigen wollte, was er sich unter gelingenden Beziehungen gedacht hatte.

Wer in der Tora ein mit der Menschwerdung Christi abgeschlossenes Projekt erkennt, wird sich ebenso auf Bibelstellen beziehen wie der, der vom Gegenteil überzeugt ist. Verantwortlich für diese unterschiedlichen Positionen sind Aussagen des Neuen Testaments – vornehmlich in den

Briefen von Paulus –, die sich offensichtlich zu widersprechen scheinen. Dabei sind zwei Extrempositionen auszumachen, die sich in den folgenden Aussagen niederschlagen. Die eine ist überzeugt: »Christus ist des Gesetzes Ende, deshalb hat die Tora mit dem Kommen Jesu Christi auch keinerlei Relevanz mehr für die christliche Gemeinde.« Die (zugegebenermaßen fiktive) Gegenposition meint dagegen: »Die Tora bleibt als Weisung Gottes uneingeschränkt gültig und ist daher auch in der christlichen Gemeinde so zu beachten.«

Wer hat recht?

Bevor wir uns dieser Frage nun stellen, sollten wir uns noch einmal kurz daran erinnern, was diejenigen dazu gesagt haben, die in Sachen Tora und deren Haltbarkeit bzw. Verfallsdatum doch eine gewisse Kompetenz aufweisen.

Für **Jahwe** war es zweifellos eindeutig: »Ihr sollt dieses Wort als eine Satzung für dich und deine Kinder halten bis in Ewigkeit« (2Mo 12,24). Diese Anweisung bezog sich zunächst einmal auf die Feier des Passahfestes, wurde später aber auf alle Gebote der Tora erweitert (z. B. 5Mo 5,27ff.). Dabei ist es bemerkenswert, dass Jahwe diese die Zeit überdauernde Anweisung gab, bevor er sein Volk aus Ägypten herausführte und damit aus der Knechtschaft befreite. Die Rettung selbst hing also nicht davon ab, dass das Volk sich an seine Worte hielt und seine Weisungen »bis in Ewigkeit« beachtete. Jahwe trat sozusagen in Vorleistung. Zugegeben, bei diesen Geboten hatte er zunächst diejenigen im Blick, die zu seinem Volk gehörten – und



¹ *Sprüche der Väter. Das Weisheitsbuch im Talmud*, Ditzingen (Reclam) 2020, S. 24.



denen erst einmal auch seine Gebote galten.

Diese Einschränkung findet sich bei Jesus Christus nicht (mehr). Er differenziert nicht in Juden und Nichtjuden. Für ihn geht es um die Tora als den Ausdruck eines zeitlosen göttlichen Willens. Dabei sollten wir uns bewusst machen, dass er als der menschengewordene Gottessohn spricht, der selbst an der Genese der Tora mitgewirkt hat. Für ihn ist deren Dauerhaftigkeit jedenfalls überhaupt keine Frage: »Denn wahrlich, ich sage euch: Bis der Himmel und die Erde vergehen, soll auch nicht ein Jota oder ein Strichlein von dem Gesetz vergehen, bis alles geschehen ist« (Mt 5,18). Und weil er voraussah, dass ihre Gültigkeit relativiert werden würde, stellt er denjenigen, die so etwas tun oder lehren, im anschließenden Vers deutliche Konsequenzen in Aussicht.

Jesus selbst bezog sich immer wieder auf die Tora, deren Kristallisationspunkt er in der Liebe zu Gott und in der Liebe zum Nächsten festmachte. An diesen beiden Forderungen hing für ihn die gesamte Tora (z. B. Mt 22,36ff.), deren Vergänglichkeit für ihn jedenfalls nicht denkbar erschien: »Es ist aber leichter, dass der Himmel und die Erde vergehen, als dass ein Strichlein des Gesetzes wegfalle« (Lk 16,17).²

Wenn wir über Kompetenzen in Sachen Tora gesprochen haben, landen wir auf apostolischer Seite sehr schnell bei Paulus. Und wenn wir dann dessen Aussagen zu Bedeutung und Gültigkeit des Gesetzes untersuchen, scheint es mit der bisherigen Eindeutigkeit vorbei zu sein. Jedenfalls finden sich in seinen Briefen (vornehmlich an die

Römer und die Galater) offenbar widersprüchliche Aussagen bezüglich des Belangs und der Geltung der Tora – zumindest auf den ersten Blick.

Einerseits: »Denn die Sünde wird nicht über euch herrschen, denn ihr seid nicht unter Gesetz, sondern unter Gnade« (Röm 6,14), oder: »Also ist das Gesetz unser Erzieher gewesen auf Christus hin, damit wir aus Glauben gerechtfertigt würden. Da aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter einem Erzieher« (Gal 3,24f.).

Andererseits: »Also ist das Gesetz heilig und das Gebot heilig und gerecht und gut« (Röm 7,12), oder: »Heben wir nun das Gesetz auf durch den Glauben? Das sei ferne! Sondern wir bestätigen das Gesetz« (Röm 3,31), oder – eher salomonisch: »Wir wissen aber, dass das Gesetz gut ist, wenn jemand es gesetzmäßig gebraucht« (1Tim 1,8).

Allein im Römerbrief widmet sich Paulus in ca. 60 Versen dem Phänomen Gesetz,³ im Brief an die Galater sind es noch gut 25 Verse. Dass im Rahmen dieser Überlegungen die über 80 Verse der genannten Briefe nicht annähernd untersucht werden können, geschweige denn alle Verse seiner Briefe, in denen es um das Gesetz geht,⁴ liegt sicher auf der Hand.⁵

Aber Paulus kennen wir ja nicht nur aus seinen Briefen, er taucht auch schon in der Apostelgeschichte auf – und da insbesondere auch in Begebenheiten, in denen es um seine Beziehung zum Gesetz geht. Lukas berichtet sogar von einem ganz zentralen Geschehen für die weitere Entwicklung der Gemeinde Jesu, bei dem es nämlich gerade um die Frage geht, die uns bewegt: welche Bedeutung das Ge-

2 In diesem Zusammenhang sei auf Guido Baltes verwiesen, der sich ausführlich mit Jesus und seiner Beziehung zum Gesetz und zu den Gesetzgelehrten seiner Zeit auseinandergesetzt hat: Guido Baltes, *Jesus, der Jude, und die Missverständnisse der Christen*, Marburg (Francke) 2013.

3 Eingeschlossen: Gesetzeswerke, Gesetzlosigkeit, Gebote.

4 Nur im Brief an Philemon findet sich kein direkter Bezug auf das Gesetz.

5 Zu empfehlen ist für Interessierte erneut Guido Baltes, der sich intensiv mit entsprechenden Versen auseinandergesetzt hat: Guido Baltes, *Paulus – Jude mit Mission. Alter Glaube in einer veränderten Kultur*, Marburg (Francke) 2016.

setz noch hat und welche Verbindlichkeit für die Gläubigen aus den Nationen, also für die heidenchristliche Gemeinde. Gemeint ist das sogenannte Apostelkonzil in Jerusalem – auf dem mit **Petrus** und **Jakob** auch noch zwei weitere Apostel auftreten, die in Sachen Gesetz durchaus Kompetenz aufweisen.

Antiochien

Wir vergegenwärtigen uns die Situation: Barnabas und Paulus waren vom Heiligen Geist ausgewählt worden, um in Kleinasien das Evangelium zu verkündigen. Die Versammlung in Antiochien, ihre Heimatgemeinde sozusagen – die übrigens vorwiegend aus Heidenchristen bestand –, hatte ihnen daraufhin als Zeichen der Solidarität die Hände aufgelegt und sie zu diesem Dienst entlassen.

Ein gutes Jahr waren sie unterwegs gewesen, hatten viele Menschen zum Glauben geführt und zahlreiche neue Gemeinden gegründet – allesamt Gemeinden mit vornehmlich heidenchristlicher Prägung. Nach Beendigung ihrer Missionsreise waren sie wieder nach Antiochien zurückgekehrt, hatten die Gemeinde zusammengerufen und erzählt, »*was Gott mit ihnen getan und dass er den Nationen eine Tür des Glaubens aufgetan habe*« (Apg 14,27).

Wir wissen nicht, wie lange die beiden dann schon dort verweilt hatten, als plötzlich einige aus Jerusalem auftauchten, die unmissverständlich behaupteten: »Wenn ihr nicht beschnitten werdet nach der Weise Moses, so könnt ihr nicht errettet werden« (Apg 15,1). Man beachte ihre Anrede: »ihr«! Die Gemeinde in Antiochien bestand nun schon seit

vielen Jahren, sie war durch Gottes Gnade reich gesegnet worden und zahlenmäßig stark gewachsen – vornehmlich durch die Mission unter den Nationen. Und den Gläubigen dieser heidenchristlichen Gemeinde galt die Mahnung der Ankömmlinge.

Wenn Lukas, den wir als einen besonnenen, nicht zu Theatralik neigenden Schreiber kennen, an dieser Stelle schreibt: »*Als aber ein Zwiespalt entstand und ein nicht geringer Wortwechsel zwischen ihnen und Paulus und Barnabas*«, dann können wir uns vorstellen, dass es hier gekracht hatte. Denn das war keine Kleinigkeit, um die es hier ging: Der Heilsplan Gottes stand auf dem Spiel. Über mehrere Jahre hatten die beiden Apostel nun schon evangelisiert, hatten sich Menschen aus den Heiden zu Christus bekehrt – und keinem von ihnen war je eine solche Forderung präsentiert worden. Kein Wunder, dass es der Gemeinde in Antiochien ein großes Anliegen war, dass diese Sache auf oberster Ebene geklärt wurde. Deshalb schickten sie Paulus und Barnabas und einige andere nach Jerusalem, wo sich die führenden Apostel der Sache annehmen sollten.

Das Konzil

In Jerusalem angekommen, wurden sie nicht nur herzlich empfangen, sie konnten auch über ihre segensreiche Missionsreise durch Kleinasien und über die Bekehrung vieler Heidenchristen berichten. Und gerade bei dieser Gelegenheit traten erneut Männer auf – und zwar gläubige Pharisäer, wie Lukas hervorhebt. Also: jüdische Männer, die zur Sekte der Pharisäer gehörten und





gleichzeitig an den Messias Jesus glaubten, forderten, dass die Gläubigen aus den Heiden nicht nur beschnitten werden müssten, man müsse ihnen auch »geben, das Gesetz Moses zu halten« (Apg 15,5).

Das Problem scheint bisher in Jerusalem nicht bekannt gewesen zu sein, jetzt aber war es offenkundig – und von nicht zu unterschätzender Brisanz für die weitere Mission –, sodass »die Apostel und die Ältesten sich versammelten, um diese Angelegenheit zu besehen«. Auch bei dieser Zusammenkunft ging es zunächst wieder recht heiß her. Die Positionen prallten aufeinander, bis schließlich Petrus das Wort ergriff. Zunächst verwies er auf die Erkenntnis, die ihm selbst während seines Besuchs bei Cornelius geschenkt worden war – und die er ihnen doch bekannt gemacht hatte, nämlich dass Gott, der Herrzenskenner,

- die Echtheit des Glaubens der bei Cornelius versammelten Heiden bestätigt hatte – indem er auch ihnen den Heiligen Geist gegeben hatte,
- keinen Unterschied zwischen den messiasgläubigen Juden und ihnen machte – indem er »durch den Glauben« auch ihre Herzen gereinigt hatte.

Dann stellte er den Versammelten eine sehr bemerkenswerte Frage – die allerdings weniger Frage als Vorwurf ist: »Was versucht ihr Gott, indem ihr ein Joch auf den Hals der Jünger legt, das weder unsere Väter noch wir zu tragen vermochten?«

Gott zu versuchen, d. h. ihn herauszufordern, sein klares Handeln infrage zu stellen und seinen eindeutigen Willen zu missachten, war und ist ein Vergehen, das nicht

ohne Konsequenzen bleiben wird. Dazu enthielt das Alte Testament doch genügend abschreckende Beispiele. Das konnten auch die hier Versammelten nicht wollen. Aber wodurch würde Gott versucht werden? Eben dadurch, dass man den Heiden sozusagen »im Nachgang« – also nachdem Gott ihren Glauben durch die Gabe des Heiligen Geistes bestätigt hatte – noch ein Joch auferlegte. Gottes Annahme würde zunichtegemacht durch ein Joch, das sie selber nicht in der Lage waren zu tragen. So weit ist seine Botschaft nachvollziehbar, aber was meint Petrus mit: »indem ihr ein Joch auf den Hals der Jünger legt«?

Das Joch

Unter einem Joch versteht man in der Regel einen Holzbalken, mit dem z. B. zwei Tiere in einen Pflug oder vor einen Wagen gespannt werden, damit sie eine gestellte Aufgabe gemeinsam verrichten können. In diesem Fall lenkt der Bauer durch das Joch die Tiere nach seinem Willen, er übt sozusagen die Herrschaft über die beiden Tiere aus. Im übertragenen Sinn wird das Joch deshalb auch im Sinn von »Herrschaft über« verwendet.⁶ Obwohl der Begriff eigentlich wertneutral ist, wird er doch meist gebraucht, wenn es um negativ empfundene Herrschaft geht, die möglichst abgelegt werden soll.⁷ Im positiven Sinn gebraucht der Herr den Begriff, wenn er davon spricht, dass sein Joch sanft ist.⁸ In diesem Sinne wollte auch Gott sein Bemühen um Israel verstanden wissen – das seinerseits aber genau dieses Joch immer wieder abzuwälzen versucht hatte.⁹

6 Zum Beispiel 1Mo 12,4; Jes 9,3; 47,6.

7 Zum Beispiel 1Mo 27,40; Jes 14,25.

8 Mt 11,29.

9 Jer 2,20.

Auch in unserem Vers geht es um Herrschaft, aber nicht um eine, die von einer fremden Macht ausgeht oder gar von Gott. Petrus adressiert den Vorwurf an seine pharisäischen Brüder: »*ihr*« legt ein Joch auf. David H. Stern macht in seinem Kommentar zu Apg 15 deutlich, dass Petrus mit diesem Joch »nicht das Joch der Mizvot¹⁰ [meint], das Gott gegeben hat, sondern das Joch der von Menschen aufgestellten Gesetzmäßigkeit«, das in der Tat unerträglich sei,¹¹ weil es dabei um ein perfektionistisches, mechanisches Einhalten aller Vorschriften gehe, ungeachtet der inneren Einstellung.

Das eigentlich zu klärende Problem, das auf dem Konzil abschließend behandelt werden sollte, betraf die Rettung aus der Verlorenheit: Wie wird ein Mensch gerettet? Für die Gläubigen aus der »Sekte der Pharisäer« war das offenbar klar: Sie als Juden hatten das Gesetz, versuchten auch nach den Geboten zu leben und glaubten darüber hinaus an Jesus, den Messias – also waren sie gerettet. Wenn aber Menschen aus den Nationen gerettet werden wollten, reiche der Glaube an den Messias nicht aus. Zu deren Rettung bedürfe es unbedingt auch noch der Unterwerfung unter das mosaische Gesetz und bei Männern der Beschneidung.

Die Rettung

Es erscheint mir äußerst bemerkenswert, wie Petrus diese Frage am Ende seines Beitrags klärt. Nachdem er auf das nicht zu tragende Joch verwiesen hat, schlussfolgert er: »*Wir glauben, durch die Gnade des Herrn Jesus in derselben Weise errettet zu werden wie auch*

jene« (Apg 15,11). Hier stellt Petrus die Perspektive auf den Kopf. Man hätte nach seinen Ausführungen durchaus erwarten können, dass er gesagt hätte: »Die Heiden müssen nicht unbedingt jüdisch werden, um gerettet zu werden. Sie können – wie auch wir – gerettet werden, aber (ausnahmsweise) auf einem einfacheren Weg.« Aber Petrus dreht die Perspektive um 180°: »Wir [Juden] werden auf dieselbe Weise gerettet wie auch jene [die Heiden] – *durch die Gnade des Herrn Jesus*.«

Für die pharisäischen Brüder wird diese Feststellung nur schwer verdaulich gewesen sein, dass die jüdische Tradition nicht (mehr) Maßstab und Heilsweg für die Nichtjuden sein soll; dass vielmehr der Weg, auf dem die Heiden gerettet werden (ohne Beschneidung und ohne Tora-Werke) – nämlich allein durch Glauben und Gnade –, der einzige Weg sein soll, wie Menschen – auch die Juden – gerettet werden können. Für Abel, Abraham, David und all die anderen alttestamentlichen Glaubenshelden wäre das wahrscheinlich nicht so verwunderlich gewesen.

Petrus macht hier klar, dass das Gesetz nicht die Macht hatte, Menschen vor Gott gerecht zu machen. Es diente als Lebensregel für Israel, nicht aber dazu, Sünden zu vergeben und das ewige Heil zu erlangen. Außerdem relativiert er das jüdische Selbstverständnis, aufgrund von Beschneidung und Tora einen Heilsvorsprung gegenüber anderen zu haben. Vor Gott sind alle Menschen gleich, sind alle Menschen Sünder und bedürfen alle der Rettung durch den Glauben an Jesus Christus.



¹⁰ Joch der Mizvot = Joch der Gesetze.

¹¹ David H. Stern: *Kommentar zum jüdischen Neuen Testament*, Neuhäusen (Hänssler) 1996, Bd. 1, S. 438.



Übrigens: Paulus wird diese Analyse in seinem Brief an die Galater folgendermaßen zusammenfassen: *»Wir, von Natur Juden und nicht Sünder aus den Nationen, aber wissend, dass der Mensch nicht aus Gesetzeswerken gerechtfertigt wird, sondern nur durch den Glauben an Jesus Christus, auch wir haben an Christus Jesus geglaubt, damit wir aus Glauben an Christus gerechtfertigt würden und nicht aus Gesetzeswerken, weil aus Gesetzeswerken kein Fleisch gerechtfertigt werden wird«* (Gal 2,15f.). Und im ersten Brief an die Korinther wird Paulus diese Problematik – gerade auch im Hinblick auf unsere Fragestellung – einige Jahre später so zusammenfassen: *»Die Beschneidung ist nichts, und die Vorhaut ist nichts, sondern das Halten der Gebote Gottes«* (1Kor 7,19).

Der Beschluss

Auch Jakobus, der später das Wort ergreift, stimmt Petrus zu, indem er dessen Befund in die alttestamentliche Botschaft einbettet, nach der es Gottes erklärte Absicht war, auch *»aus den Nationen ein Volk zu nehmen für seinen Namen«*. Er beschließt seine Erklärung dann mit dem Appell, dass man *»denen, die sich von den Nationen zu Gott bekehren, keine Schwierigkeiten mache, sondern ihnen schreibe, dass sie sich enthalten von den Verunreinigungen der Götzen und von der Hurerei und vom Ersticken und vom Blut«* (Apg 15,14.19f.).

Also doch eine Rolle rückwärts? Fordert Jakobus, nachdem er erst Petrus zustimmt, dann sozusagen durch die Hintertür wieder die Beachtung von Geboten als Voraussetzung für die Rettung? So kann es zunächst den Anschein haben.

Aber nur, solange man den Kontext nicht beachtet. Petrus war es definitiv um die Frage der Errettung gegangen: Was muss ein Mensch tun, um gerettet zu werden? Und als Antwort hatte er verfügt: Nichts! – als zu glauben und auf Gottes Gnade zu vertrauen. Jakobus dagegen ging es nicht um die Rettung, sondern vielmehr um die Frage: Wie können Juden- und Heidenchristen zusammenleben, ohne sich gegenseitig zu verletzen?

Und wieder ist die Reihenfolge interessant, in der Jakobus den göttlichen Heilsplan dann erklärt: Gott hat *»zuerst daraufgesehen, aus den Nationen ein Volk zu nehmen für seinen Namen«*, und erst danach will er zurückkehren *»und die Hütte Davids wieder aufbauen, die verfallen ist, ... damit die übrigen der Menschen den Herrn suchen, und alle Nationen, über die mein Name angerufen ist, spricht der Herr, der dieses tut«* (Apg 15,16f.). Die Quintessenz dieses Heilsplans wird Paulus später so formulieren: *»Denn er ist unser Friede, der aus beiden eins gemacht und abgebrochen hat die Zwischenwand der Umzäunung...«* (Eph 2,14). Jakobus geht es also um das gemeinsame Heil auf der Basis des Glaubens und den gemeinsamen Gottesdienst zu Seiner Ehre, der in der Anfangsphase der Versammlung in der Regel auch gemeinsam in den jüdischen Synagogen erlebt wurde. Und um den nicht zu gefährden, sollten auch seitens der Heidenchristen die vier Regeln beachtet werden, die für die Judenchristen selbstverständlich waren.

4 von 613

Vier Gebote von 613 – wenn man die schriftliche Tora zugrunde legt.

Würde man die mündliche hinzunehmen, wäre das Verhältnis noch ungleich drastischer. Aber warum gerade die genannten vier, warum nicht z. B. das Beschneidungsgebot, das Sabbatgebot oder ...? Die Diskussion über diese Frage füllt Bände und kann hier nicht annähernd beantwortet werden. Nur so viel: Alle vier »Stücke« sind Gebote der schriftlichen Tora – und werden dort nicht nur auf die Israeliten bezogen, sondern *»auch auf den Fremden,¹² der in deiner Mitte weilt«*. Aber ja, es gab darüber hinaus noch wesentlich mehr Gebote, die ebenfalls für Fremde galten;¹³ die vier genannten betreffen aber konkret die Volksgemeinschaft u. a. bei gemeinsamen Mahlzeiten. Da wäre es für die Judenchristen eine unerträgliche Provokation gewesen, wenn ihre Geschwister aus den Heiden beispielsweise Fleisch mit Blut aßen oder Fleisch, das von einem Tier stammte, das einem Götzten geopfert worden war.

Außerdem gehören die vier zu beachtenden Forderungen, wie in Teil 2¹⁴ schon einmal angedeutet, zu den sogenannten »Sieben Geboten Noahs« (oder den »Noachidischen Gesetzen«), die im rabbinischen Judentum als fundamentale Grundgebote für alle Nichtjuden galten.

Jakobus ging es bei seinem Urteil also nicht um Forderungen, die zur Rettung notwendig waren, es ging ihm um Bedingungen für eine gelingende Gemeinschaft von Juden- und Heidenchristen, und da wäre es gut, wenn diese vier genannten Tora-Gebote beachtet würden. Wenn er damit allerdings gemeint hätte, dass für die Christen aus den Nationen nur noch diese vier Gebote gelten würden, weil für sie alle

anderen abgeschafft wären, hätte er sicher jetzt ergänzt: »Die übrigen mosaischen Gebote gelten für sie nicht mehr.« Aber stattdessen fährt er mit einer sehr bemerkenswerten Feststellung fort: *»Denn Mose hat von alten Zeiten her in jeder Stadt solche, die ihn predigen, da er an jedem Sabbat in den Synagogen gelesen wird«* (Apg 15,21) – ein Befund, dessen Verknüpfung mit dem zuvor Gesagten etwas merkwürdig anmutet und der daher auch sehr unterschiedlich interpretiert wird und mehrere Deutungen zulässt.¹⁵ Eine m. E. recht plausible Erklärung bietet Google Gemini. Sie besteht, wie dort betont wird, aus zwei Aspekten, »die sich gegenseitig ergänzen und die geniale Logik des Jakobus offenbaren«.¹⁶

Danach habe Jakobus hier einerseits die jüdische Diaspora im Auge, die, verstreut über das ganze Römische Reich, sich an jedem Sabbat in den Synagogen traf, um die Tora zu hören. Aber nicht nur die Juden trafen sich dort, auch die zum Glauben gekommenen Heiden fanden sich am Sabbat in den Synagogen ein. Würden Letztere nun, ohne die vier Stücke zu beachten, dort Gemeinschaft suchen, würde das die Juden abschrecken und sie würden das Evangelium, das diese Heidenchristen ja angenommen hatten, schockiert ablehnen. Wenn die Heidenchristen aber die Forderungen beachteten, könnte das Evangelium auch unter den Diaspora-Juden Früchte tragen.

Andererseits habe Jakobus an die anwesenden pharisäischen Judenchristen gedacht, derentwegen das Konzil ja einberufen worden war und die auf eine zufriedenstellende Lösung warteten. Möglicherweise



12 Der Fremde (hebr. *ger*) bezeichnet eine Person, die ihre Heimat verlassen hat, um dauerhaft unter den Juden zu leben, im Unterschied zu dem Fremden (hebr. *nochri*), der nur vorübergehend verweilt.

13 Wie z. B. das Sabbatgebot oder das Verbot der Gotteslästerung.

14 *Zeit & Schrift* 4/2025, S. 11.

15 Stern, wie Anm. 11, S. 442.

16 <https://gemini.google.com>



wollte Jakobus sie mit dem Verweis auf die regelmäßige Lesung der Tora in den Synagogen beruhigen: Wir legen ihnen jetzt nicht mehr als unbedingt nötig auf, denn durch den Besuch der Synagoge wird ihnen Sabbat für Sabbat der Wille Gottes Schritt für Schritt nahegebracht. Wie gesagt, plausibel – aber eben nur eine von mehreren denkbaren Interpretationen.

Lukas reduziert auf das Wesentliche. Seinen Bericht über den Verlauf und den Beschluss des Apostelkonzils kann man in gut drei Minuten lesen. Er lässt alles weg, was an Diskussionen sonst noch zu berichten gewesen wäre, und konzentriert sich auf das Ergebnis. Offenbar war das Urteil von Jakobus so überzeugend, dass die Apostel und Ältesten *»samt der ganzen Versammlung ... einmütig«* einen Brief aufsetzten, den sie dann *»an die Brüder aus den Nationen in Antiochien und Syrien und Zilizien«* schickten. Die Kernbotschaft des Briefs besteht aus einem einzigen Satz – der allerdings mit dem Hinweis auf die Mitwirkung des Heiligen Geistes göttliche Autorität beansprucht: *»Denn es hat dem Heiligen Geist und uns gut geschienen, keine größere Last auf euch zu legen als diese notwendigen Dinge: euch zu enthalten von Götzenopfern und von Blut und von Ersticktem und von Hurerei«* (Apg 15,22f.25.28f.).

Weisung, nicht Drohung

Und dann folgt eine Empfehlung, die nicht nebensächlich ist, sondern gerade auch für unsere Überlegungen eine große Bedeutung hat: *»Wenn ihr euch davor bewahrt, tut ihr recht«*, so werdet ihr wohl tun. Lebt wohl!« (Apg 15,29) Die vier Stücke – also

das sogenannte »apostolische Dekret«, um das es hier geht – sind allesamt Gebote der schriftlichen Tora, die Jahwe sehr verbindlich für sein Volk gegeben hatte. Verbindlich in dem Sinn, dass derjenige, der diese Gebote missachtete, sogar aus der Volksgemeinschaft ausgeschlossen werden sollte: *»dieser Mann soll ausgerottet werden aus seinen Völkern«* (3Mo 17,9). Für die heidenchristliche Gemeinde gab es eine solche Sanktionierung nicht. Die alttestamentlichen Strafbestimmungen werden nicht in Betracht gezogen. Aber deshalb war die Beachtung des Dekrets nicht nur eine beliebige, unverbindliche Empfehlung, wie der Wortlaut vermuten lässt,¹⁷ es war eine apostolische Weisung, die die Gläubigen unter eine geistig-moralische Verantwortung stellte.

Konsequenzen

Das Apostelkonzil hatte entschieden: Das Halten der Gebote dient nicht der Erlösung! Die Tora rettet nicht – allein der Glaube rettet! Und das Dekret dient der Gemeinschaft aus Juden- und Heidenchristen. Aber war damit auch die Frage nach der Bedeutung der gesamten Tora geklärt? Hat das Übrige, was Gott angeordnet hatte, nach dem Kreuzestod Christi seine Bedeutung verloren und die Tora infolgedessen heute keine Relevanz mehr?

Wenn wir diese Frage einem orthodoxen Juden stellen würden, würde er uns keines Blickes würdigen und sich entrüstet abwenden. Für ihn steht die Tora über allem. Dabei ist allerdings zu beachten, dass ein solcher Jude das gesamte Neue Testament und damit selbstverständlich auch den göttlichen

17 Al Nikodemus weist darauf hin, dass der Satz *»Wenn ihr euch davor bewahrt, tut ihr recht«* im Griechischen einer anerkennenden, aber zugleich verbindlichen Schlussformel entspricht.

Heilsweg durch Jesus Christus ablehnt. Für ihn ist schon der Gedanke, dass Gott einen Sohn haben soll, schlimmste Häresie. Für einen orthodoxen Juden gelten ausschließlich das Alte Testament und die Mischna – und damit natürlich die gesamte Tora.

Wenn wir diese Frage einem Judenchristen, also einem messianischen Juden stellen würden, würde der nicht einen Augenblick zögern und die Frage eindeutig zugunsten eines »Ja, selbstverständlich« beantworten. Damit befände er sich übrigens durchaus in der Tradition der Judenchristen aus der Jerusalemer Urgemeinde, von denen nämlich – und zwar etwa zehn Jahre nach dem dortigen Konzil – gesagt wird: *»alle sind Eiferer für das Gesetz«* (Apg 21,20). Für messianische Juden gilt, dass das Heil nur durch den Glauben an Jeschua kommt, dass aber der Bund, den Gott mit dem jüdischen Volk geschlossen hat, weiterhin besteht und deshalb auch die Gebote der Tora weiterhin für sie zu befolgen sind – nicht als Weg der Erlösung, aber sehr wohl als Ausdruck jüdischer Kultur und Identität.

Wenn wir diese Frage heute unter Heidenchristen stellen, würden wir sehr unterschiedliche, im Wesentlichen sogar zwei konträre Antworten erhalten. Und das resultiert, wie oben schon angedeutet wurde, in erster Linie wohl auf einigen – sich scheinbar widersprechenden – Versen des Neuen Testaments bzw., um es genauer zu sagen, Versen der neutestamentlichen Briefe, weniger der Evangelien.

Diejenigen, die überzeugt sind, dass die Gesetze heute keine Re-

levanz mehr haben, werden ihre Entscheidung in der Regel damit begründen, dass die Tora doch ausdrücklich Gottes irdischem Volk gegeben wurde und Bestandteil des mosaischen Bundes war, dem wir als Christen ja nicht angehören. Und weil wir heute nicht mehr unter dem Gesetz leben, sondern unter der Gnade, gelten auch die Gebote der Tora nicht mehr für einen Christen. Die Argumentation scheint auf den ersten Blick logisch – aber ist sie auch zwingend?

Ja – aber?

Die Aussage »Wir leben nicht mehr unter Gesetz« ist dann vollkommen richtig, wenn damit gemeint ist, dass wir nicht mehr unter dem Rechts- und Regelsystem des mosaischen Bundes leben und die Beachtung der Tora für Nichtjuden eben nicht der Weg ist, auf dem man zu Gottes Volk gehört. Der Weg zur Erlösung und zu einer Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, führt allein über den Glauben an Jesus Christus und sein Erlösungswerk auf Golgatha.

Die Aussage ist m. E. aber dann problematisch, wenn damit gemeint ist, dass die Gesetze Gottes prinzipiell für einen Heidenchristen ungültig seien! Wer das so meint, der müsste schlussfolgernd dann auch von sich sagen, er lebe gesetzlos – was wahrscheinlich niemand freiwillig von sich sagen wird. Und nur weil damals in Jerusalem das Verbot des Stehlens oder des Tötens nicht ausdrücklich formuliert wurde und man sich auf dem Konzil aus gegebenem Anlass auf vier Gebote beschränkte, wird doch niemand sagen können, dass er nun stehlen oder töten dürfe. Oder





umgekehrt formuliert: Das Gebot »Du sollst nicht ehebrechen« wird für einen Christen doch nicht erst dann gültig, wenn er in den Sinai-Bund eintritt!

Für Paulus war das alles keine Frage. Es wurde bereits in Teil 4 darauf hingewiesen, dass er nicht gegen die »väterlichen Gebräuche« (Apg 28,17) handelte und sich durch-aus an den Geboten der Tora orien-tierte. Natürlich könnte man hier einwenden, dass Paulus als mes-sianischer Jude sich – wie soeben beschrieben – selbstverständlich der Tora verpflichtet wusste. Aber dieser Einwand greift schon des-halb zu kurz, weil Paulus auch in seinen Briefen an die vorwiegend heidenchristlichen Gemeinden zu-weilen mit Verweis auf die Tora ar-gumentierte.¹⁸ Und das tat er nicht nur aus missionarischer Strategie, sondern weil für ihn die Tora Got-tes Weisheit repräsentierte.

Insofern ist der folgenden Zu-sammenfassung zuzustimmen, die Nikodemus-Al zu der Thematik an-bot und deren Konsequenz nach-folgend noch abschließend kon-kretisiert werden soll: »Die Tora ist für Heidenchristen normativ nicht als vollständiges Gesetzssystem [zu verstehen], aber maßgeblich als Gottes Offenbarung und als Zeug-nis auf Christus hin. Ihre Gebote müssen jeweils im Licht Christi, des neuen Bundes und des apos-tolischen Zeugnisses verstanden werden.«¹⁹

Kategorien

Dass für Heidenchristen nicht je-des einzelne der 613 Tora-Gebote²⁰ gilt, liegt auf der Hand, zumal sich viele auf das konkrete Bundesver-hältnis zwischen Jahwe und seinem

Volk²¹ beziehen. Wenn man die Ge-bote der Tora in Bereiche einzutei-len versucht, könnte man auf drei Kategorien kommen:

- Gebote, die zur Tempel- und Opferordnung gehören
 - welche Tiere sind als Op-fertiere erlaubt
 - zu welchem Anlass werden die Tiere geopfert
 - ...
- Gebote, die Israel als Bun-desvolk und dessen kulti-sche Identität betreffen
 - das Beschneidungsgebot
 - der Festkalender
 - ...
- Gebote, die Gottes Wesen und Heiligkeit in den Bezie-hungen untereinander er-kennbar machen sollen
 - nicht töten
 - Eltern ehren
 - ...

Ziehen wir zur Klärung der Re-levanz der ersten Kategorie den Brief an die Hebräer heran, dann er-fahren wir nicht nur, dass die ent-sprechenden Opferdienstgesetze nur »einen Schatten der zukünftigen Güter« hatten, sondern auch, dass »ihre Darbringung aufgehört« hat, weil Christus »mit einem Opfer ... auf immerdar die vollkommen gemacht [hat], die geheiligt werden«. Der Op-ferdienst der Tora war ein Hinweis auf Christus und auf sein »ein für alle Mal geschehene[s] Opfer« (Hebr 10,1f.10.14). Da dieses für alle Zeiten nicht nur gültig, sondern auch aus-reichend ist, hat diese Kategorie der Tora-Gebote in der Tat in ihm ihre Erfüllung gefunden.²²

18 Zum Beispiel in 1Kor 7,19; 9,8f.; 14,21.34.37; Gal 5,14; 6,2; Eph 6,2; siehe auch *Zeit & Schrift* 2/2026, S. 7f.

19 <http://www.bibleserver.com/nikodemus-ai>

20 Geschweige denn die vielfache Menge der mündlichen Tora.

21 Wie z. B. auf den Tempeldienst, das Priesteramt usw.

22 Vgl. dazu z. B. die Ausführungen in Hebr 10.

Wenn wir ihre Thematisierung im Neuen Testament zugrunde legen, haben die in der zweiten Kategorie erfassten Gebote, was ihre Bedeutung für die Heidenchristen angeht, eher einen freiwilligen Charakter: Sie können, müssen aber nicht praktiziert werden, wie zahlreiche Stellen aus den paulinischen Briefen klarmachen.²³ »*Jeder sei in seinem eigenen Sinn völlig überzeugt*« (Röm 14,5), fasst der Apostel die Diskussion darüber zusammen – womit er allerdings durchaus nicht einer leichtfertigen Ablehnung das Wort redet. Die Entscheidung für ihre Beachtung ist jedoch keineswegs eine Voraussetzung für die Zugehörigkeit zur Gemeinde Jesu Christi.

Die Gebote der dritten Kategorie – sofern sie im Neuen Testament ausdrücklich bestätigt oder sogar vertieft werden – haben dagegen zweifellos auch für Heidenchristen eine Bedeutung. Dass diese Gebote allerdings nicht einfach 1:1, also Buchstabe für Buchstabe, umgesetzt werden sollen/können, sondern immer dahingehend zu hinterfragen sind, welches grundlegende Prinzip Gott damit realisiert sehen wollte, ist sicher einleuchtend. Paulus macht das deutlich, wenn er z. B. den Römern schreibt: »*Denn das: ›Du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht begehren, und wenn es irgendein anderes Gebot gibt, ist in diesem Wort zusammengefasst: ›Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.‹ Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe die Summe des Gesetzes*« (Röm 13,10f.). Er fasst mehrere Gebote der Tora zusammen und wendet das dahinterlie-

gende Prinzip für das alltägliche Miteinander an.

Der Sabbat – die Idee

Zur weiteren Erläuterung sei hier z. B. auf das Sabbatgebot verwiesen, das Jahwe doch offenbar so bedeutsam und wichtig war, dass er es nicht nur als eines der zehn grundlegenden Gebote formulierte, sondern ihm auch den Rang eines Bundeszeichens zwischen ihm und seinem Volk zuwies.²⁴ Das Sabbatgebot galt also zunächst einmal ausdrücklich und exklusiv für Israel und für den »*Fremden*«,²⁵ der in seinen »*Toren*« war (2Mo 20,8ff.). Was das Neue Testament betrifft, so ist das Sabbatgebot das einzige der Zehn Gebote, das dort nicht als für die christliche Gemeinde verbindlich angeführt wird. Alle anderen werden auch im Neuen Testament (zum Teil sogar mehrfach) zitiert oder inhaltlich bestätigt.

Hat also das Sabbatgebot deshalb heute²⁶ für Heidenchristen keine Bedeutung mehr? Nein, das Neue Testament verpflichtet uns nicht, den Sabbat zu heiligen – um z. B. einer Strafe zu entgehen, wie sie unter dem mosaischen Bund für denjenigen in Aussicht gestellt wurde, der den Sabbat unbeachtet ließ oder seine Regeln brach. Aber es erscheint doch nützlich, einmal darüber nachzudenken, warum bzw. wozu der Sabbat gegeben wurde. Und dann wird klar, dass er zunächst einmal dem Schutz des Menschen diente. Die menschliche Arbeitszeit sollte rhythmisiert werden, weil der Mensch aufgrund seiner Konstitution Phasen der Ruhe braucht. Durch das Sabbatgebot sollte verhindert werden, dass der Mensch sich selbst – oder andere –



23 Zum Beispiel Röm 14,5.14.23; 1Kor 8; Kol 2,16 u. a.

24 2Mo 31,15f.; Hes 20,12; siehe Teil 1 in *Zeit & Schrift* 3/2025, S. 14.

25 Hier wieder der *ger*-Fremde; siehe Anm. 12.

26 Zur Zeit des Neuen Testaments beachteten die Heidenchristen das Sabbatgebot durchaus. Die allmähliche Abkehr von der Sabbatgewohnheit und die zunehmende Bedeutung des Sonntags als Versammlungstag setzte aber schon im 1. und 2. Jahrhundert ein.



überforderte, insbesondere die zu ihm gehörenden Familienmitglieder, die ihm gehörenden Tiere, den Fremden, der ihm diente, und darüber hinaus im weiteren Sinn sogar das Land, das er bebaute. Der Sabbat hatte also eine von Gott verordnete – und bei der Schöpfung von ihm selbst praktizierte – Schutzfunktion.

Wenn wir an den Hebräerbrief denken, hatte der Sabbat darüber hinaus auch eine prophetische Bedeutung: Er deutete nämlich als Schatten auf die wahre Ruhe hin, die darin besteht, dass wir durch den Glauben an Christus zur Ruhe von den eigenen Werken gekommen sind. Und wenn Christus von der Ruhe spricht, die er allen Mühseligen und Beladenen geben will, die zu ihm kommen, können auch wir durch regelmäßige Ruhetage und bewusste Hinwendung zu ihm vom Trott des Alltags und der Hektik des Lebens einmal zur Ruhe kommen.

Israel war gehalten, Woche für Woche den Sabbat zu feiern – aber nicht nur der Ruhe wegen. Das auch, aber dann ergänzt Mose: *»Unterinnere dich daran, dass du ein Knecht gewesen bist im Land Ägypten und dass der HERR, dein Gott, dich mit starker Hand und mit ausgestrecktem Arm von dort herausgeführt hat; darum hat der HERR, dein Gott, dir geboten, den Sabbattag zu feiern«* (5Mo 5,15). Der Sabbat als Tag der Erinnerung! Auch Christen haben etwas zum Erinnern und sind von ihrem Herrn und Erlöser ausdrücklich dazu aufgefordert. Israel wurde aus der Sklaverei Ägyptens gerettet, Christen aus der Knechtschaft Satans!

Der Ochse – die Idee

Wie gesagt, es geht im Wesentlichen um das, was sich hinter dem Gebot verbirgt. Es geht also um die Idee, weniger um den Buchstaben. Der Herr hat das bei mehreren Gelegenheiten klargemacht. Und auch bei Paulus finden sich entsprechende Erklärungen, beispielsweise als er den Korinthern deutlich machen will, dass er und Barnabas eigentlich nicht hätten zu arbeiten brauchen, als sie in Korinth ihre Missionsarbeit erledigten. Damals hätten die Geschwister sie vielmehr versorgen müssen, wie es in der Tora heißt: *»Du sollst dem Ochsen, der drischt, nicht das Maul verbinden«* (1Kor 9,9). Und dann erklärt er (den vorwiegend heidenchristlichen Geschwistern!), dass dieses Gebot zwar vordergründig der Ochsen wegen, in seinem vollen Sinn aber der zwischenmenschlichen Beziehungen wegen gegeben wurde – und noch immer anzuwenden ist!

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang noch ein anderer Aspekt: Paulus verwendete das Zitat aus 5Mo 25,4 noch einmal, als er seinem jungen Mitarbeiter Timotheus schrieb, der sich gerade in Ephesus aufhielt, um in der dortigen (ebenfalls vorwiegend heidenchristlichen!) Gemeinde einige Dinge zu klären. Dazu gehörte u. a. auch, den dortigen Ältesten die ihnen gebührende Ehre zukommen zu lassen – ebenfalls wieder mit dem Verweis auf das »Ochsen-Gebot«. Und dann verknüpft Paulus dieses Gebot mit einem weiteren: *»Der Arbeiter ist seines Lohnes wert.«* Beide Gebote stammten, wie Paulus feststellt, aus der *»Schrift«* (1Tim 5,18). Das erste finden wir, wie ge-

sagt, in 5Mo 24, das zweite aber gar nicht im Alten Testament. Es ist vielmehr eine Aussage des Herrn Jesus, als er 70 Jünger ausgewählt und beauftragt hatte, in jede Stadt und jeden Ort zu gehen (Lk 10,7). Der Herr hatte bei seiner Feststellung möglicherweise an entsprechende Anweisungen gedacht, die in der Tora zu finden sind,²⁷ und hatte sie auf ihren Kern fokussiert. Für Paulus lag jedenfalls das, was Jesus geboten hatte, auf der gleichen Ebene wie die Gebote der Tora. Insofern setzte er um, was Gott selbst angeordnet hatte: »Dieser ist mein geliebter Sohn, ihn hört« (Mk 9,7).

Zum Schluss

Wir haben bereits festgestellt, dass Gott seine Tora nicht auf Zeit gegeben hatte, sondern auf Dauer. Das bekräftigte er fast 800 Jahre später noch einmal – allerdings etwas modifiziert. »Siehe, Tage kommen, spricht der HERR, da ich mit dem Haus Israel und mit dem Haus Juda einen neuen Bund schließen werde: nicht wie der Bund, den ich mit ihren Vätern geschlossen habe an dem Tag, als ich sie bei der Hand fasste, um sie aus dem Land Ägypten herauszuführen, diesen meinen Bund, den sie gebrochen haben; und doch hatte ich mich mit ihnen vermählt, spricht der HERR. Sondern dies ist der Bund, den ich mit dem Haus Israel schließen werde nach jenen Tagen, spricht der HERR: Ich werde mein Gesetz in ihr Inneres legen und werde es auf ihr Herz schreiben; und ich werde ihr Gott und sie werden mein Volk sein« (Jer 31,31ff.).

Gott ließ damals durch Jeremia nicht sagen, dass seine Gebote einmal zurückgenommen würden, weil sie unnötig oder überflüssig werden würden. Im Gegenteil: Die

Gebote bleiben, aber nicht mehr in Stein gemeißelt, sondern im Inneren, auf die Herzen geschrieben. Gott selbst würde sie auf ihr Herz schreiben. Und er selbst würde auch bewirken, dass man in seinen Satzungen lebt und seine Gebote bewahrt. Das nämlich lässt er einige Jahre später durch seinen Propheten Hesekiel mitteilen: »Ich werde meinen Geist in euer Inneres geben; und ich werde bewirken, dass ihr in meinen Satzungen wandelt und meine Rechte bewahrt und tut« (Hes 36,27).

Also: Gott würde durch seinen Geist in den Herzen wirken, um die Forderungen des Gesetzes zu gewährleisten? An dieser Stelle ist auf Paulus zu verweisen, der in seinem Brief an die Römer genau diesen Sachverhalt aufgreift und die Zeit, in der Gott in dieser Weise handeln wollte, mit Christus für gekommen sieht: »Denn das dem Gesetz Unmögliche, weil es durch das Fleisch kraftlos war, tat Gott, indem er, seinen eigenen Sohn in Gleichgestalt des Fleisches der Sünde und für die Sünde sendend, die Sünde im Fleisch verurteilte, damit die Rechtsforderung des Gesetzes erfüllt würde in uns, die nicht nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist wandeln« (Röm 8,3f.).

In wenigen Sätzen zusammengefasst: Die Tora bleibt auch im Neuen Bund bestehen; sie ist durch Christus erfüllt und wird durch den Heiligen Geist in den »neuen Menschen« hineingeschrieben. Die einzelnen Gebote werden durch den Geist auf ihre Bedeutung für ein gottgefälliges Leben geprüft und ggf. angewendet – so wie Christus und die Apostel es vorgemacht oder bestimmt haben.

Horst von der Heyden



²⁷ 3Mo 19,13 und 5Mo 24,14f.

Die Reise der Ablehnung (2)



Die Geburt

Keine Hebamme. Keine Mutter. Keine Schwester. Nur Joseph, der Zimmermann aus Nazareth, der Engeln glaubte und Träumen vertraute, war bei ihr. Er hatte jedoch noch nie eine Geburt erlebt. Nur die Tiere mit ihren warmen Flanken und ihrem dumpfen Atem. Nur das Stroh. Nur die Nacht.

Kannst du dir vorstellen, wie Marias Hände nach etwas griffen? Wie die Wehen durch ihren Körper rollten, eine nach der anderen, jede stärker als die letzte? Wie Joseph daneben kniete und nicht wusste, was er tun sollte? Wie er betete – was sonst konnte er tun? Er betete zu demselben Gott, dessen Engel ihm gesagt hatte, er solle keine Angst haben.

Wie lange dauerte es? Stunden? Die ganze Nacht? Die Schrift sagt es nicht.

Sie erwähnt nur das Ergebnis: *»Und sie gebar ihren erstgeborenen Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe«* (Lk 2,7).

Eine Futterkrippe. Eine Mulde, die für Tierfutter ausgehöhlt wurde und nach Speichel und Heu roch. Das war das erste Bett des Königs des Himmels. Es war nicht aus Gleichgültigkeit – Maria hatte ihm hineingelegt, was sie hatte: die Windeln, die Tücher, die sie auf diese lange Reise mitgenommen hatte, denn eine Mutter nimmt solche Dinge mit, auch wenn sie nicht weiß, was sie erwartet. Sie hatte sie gewaschen, gefaltet und sorgfältig verwahrt. Sie hatte sie für diesen Moment aufgehoben.

Und so sah der Moment aus.

Lukas beschreibt ihn ohne Sentimentalität, beinahe trocken. Er beschreibt keine Tränen. Keine überwältigende Freude. Nur die Handlungen einer erschöpften Frau, die tut, was getan werden muss: gebären, wickeln, hinlegen. Das ist alles. Es ist die schönste und brutalste Zusammenfassung einer Geburt, die je aufgeschrieben wurde.

Aber zwischen diesen Zeilen, im Schweigen nach dem Schreien, im Atemzug danach, als Maria das Kind anschaute und das Kind sie, da war etwas, das kein Stall, kein Flüstern und kein Gesetz fassen konnten. Sie kannte das Gesetz. Sie dachte wohl an den *mamzer*-Paragraphen. Sie kannte das Gewicht dessen, was dieser Junge in die Welt mitgebracht hatte, schon bevor er seine erste Nacht auf Erden überstand.

Und dennoch. Dieser Atem. Diese Finger, die sich um ihre Finger schlossen. Dieses Gesicht.

»Ich bin die Magd des Herrn.«

Das hatte sie damals gesagt (Lk 1,38), ohne wirklich zu wissen, was es kosten würde. Jetzt wusste sie es ein bisschen besser. Und sie würde es mit jedem Jahr, das folgte, noch besser wissen: bei der Flucht nach Ägypten, beim verlorenen Jungen im Tempel, bei der Hochzeit in Kana, in dem Moment, als sie am Fuß des Kreuzes stand und nach oben schaute.

Aber das war später. Es war noch nicht jetzt.

Jetzt war nur die Nacht. Die Krippe. Das Kind. Und irgendwo draußen, auf den Hügeln um Bethlehem, riefen Engel in den Himmel – nicht für Könige, nicht für Priester, nicht für Mächtige, die sich im *katalyma* um den Tisch drängten, sondern für Hirten. Männer am untersten Rand der gesellschaftlichen Leiter. Männer, die nicht in die Synagoge durften, weil ihr Beruf sie rituell unrein machte. Männer, für die kein Raum war.

Zu ihnen kamen die Engel zuerst.

»Fürchtet euch nicht!«

Als wäre das der erste Satz, den Gott immer sagen muss, wenn er sich zeigt. Als wäre die menschliche Reaktion auf das Heilige immer zuerst Angst. Als hätte der, der in der Krippe lag, diesen Satz schon vor seiner Geburterprobung – durch einen Engel zu Zacharias, durch einen Engel zu Maria, durch einen Engel zu Joseph.

»Fürchtet euch nicht.«

Gesagt an einem Ort, der allen Grund zur Angst bot. Und dann, ganz sachte, wie der Anfang von etwas Unaufhaltsamem, strömten die Hirten herein.

Es waren keine feinen Männer.

Das muss man verstehen, bevor man die Szene richtig sehen kann. Die Weihnachtsbilder haben sie uns freundlich gemacht: sauber rasiert, mit ordentlichen Umhängen, das Haar malerisch zerzaust, mit einem Lamm auf der Schulter wie einem Accessoire. Aber die Wirklichkeit der Hirten im 1. Jahrhundert war eine andere, härtere Wahrheit.

Hirten lebten draußen. Wochen, manchmal Monate ohne Dach über dem Kopf, der Witterung ausgesetzt: dem Staub, der Kälte der Nächte und der sengenden Hitze des Tages. Ihre Hände waren rau von Felsen und Dornen. Ihre Kleidung stank nach Schweiß, Schafen und dem Dung der Herde. Sie schliefen, wann sie konnten. Sie aßen, was es gab. Sie trugen Stöcke und Messer, denn Wölfe waren echte Tiere und Räuber echte Menschen.

Und sie waren rituell unrein. Das war keine Meinung, sondern Gesetz. Ihre Arbeit machte es ihnen unmöglich, die Reinheitsvorschriften einzuhalten, die ein frommer Jude täglich beachtete. Sie konnten nicht jeden Abend das Tauchbad nehmen. Sie konnten nicht die Gebete zur richtigen Stunde sprechen. Sie standen buchstäblich und symbolisch vor den Toren der Gemeinde, in die sie aufgenommen werden wollten.

In Jerusalem hätten die Pharisäer die Nase gerümpft. In Nazareth hätte man sie am Brunnen warten lassen, bis die anständigen Frauen fertig waren. In der Synagoge saßen sie, wenn überhaupt, ganz hinten.

Zu diesen Männern kamen die Engel zuerst.

Nicht zu Herodes in seinem Palast aus Marmor und Gold, wo die Fackeln die Nacht zum Tag machten und Sklaven Wein in Silberkrüge gossen. Auch nicht zu den Hohepriestern in Jerusalem, die gerade schliefen, den Tempelschatz im Gedächtnis und die Tora auf den Lippen. Auch nicht zu den Gelehrten, die die Prophezeiungen über den Messias auswendig kannten und sie in ihren Schriften Zeile für Zeile mit peniblen Randnotizen in winziger Schrift kommentierten.

Zu Hirten. Auf einem Feld. In der Nacht.

»Und es waren Hirten in derselben Gegend, die auf freiem Feld blieben und in der Nacht Wache hielten über ihre Herde. Und siehe, ein Engel des Herrn trat zu ihnen, und die Herrlichkeit des Herrn umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr« (Lk 2,8.9).

Sie fürchteten sich sehr. Das ist keine Untertreibung. Die griechische Formulierung – *ephobêthêsan phobon megan* – bedeutet wörtlich: Sie fürchteten sich mit großer Furcht. Als wäre normale Angst nicht ausreichend für das, was über ihnen aufging. Als hätte die Sprache ein neues Wort gebraucht für den Moment, in dem das Heilige in die gewöhnliche Nacht einbricht und alles, was man zu wissen glaubte, in einer Sekunde bedeutungslos wird.

Einer von ihnen – vielleicht der Älteste, vielleicht der Mutigste, vielleicht einfach derjenige, der am nächsten stand – warf sich zu Boden. Die anderen folgten. Männer, die Wölfe nicht fürchteten und vor Räubern nicht flohen, lagen flach auf dem Gras und wagten nicht, aufzusehen.

»Fürchtet euch nicht!«

Der Engel musste das zuerst sagen. Er musste im-



mer zuerst das sagen. Als wäre die menschliche Reaktion auf das Göttliche so zuverlässig wie der Sonnenaufgang: Augen auf und sofort Angst. Als wäre das Heilige in dieser Welt so fremd geworden, dass seine Erscheinung sich wie eine Bedrohung anfühlte.

»Siehe, ich verkündige euch große Freude, die für das ganze Volk sein wird; denn euch ist heute in der Stadt Davids ein Erretter geboren, welcher ist Christus, der Herr« (Lk 2,10.11).

Euch. Nicht ihnen. Nicht denen da drinnen. Nicht den Würdigen, Reinen und Registrierten. Euch – ihr Männer, die nach Schaf riechen und von keinem Tempel sprechen dürfen – euch ist heute der Erretter geboren.

Als der Engel seine Rede beendet hatte, öffnete sich der Himmel. *»Und plötzlich war bei dem Engel eine Menge des himmlischen Heeres, das Gott lobte und sprach: Herrlichkeit Gott in der Höhe und Friede auf der Erde, an den Menschen ein Wohlgefallen!« (Lk 2,13.14).* Eine Armee aus Licht breitete sich über einem Feld in Judäa aus und sang in die Nacht hinein, die sie nicht fassen konnte.

Die Hirten lagen auf dem Boden und hörten zu.



Wir wissen nicht, wie lange es dauerte. Wir wissen nicht, ob sie weinten. Wir wissen nur, was sie danach taten: »Und die Hirten sagten zueinander: Lasst uns nun hingehen nach Bethlehem und diese Sache sehen, die geschehen ist, die der Herr uns kundgetan hat« (Lk 2,15).

Nicht: Lasst uns überlegen. Nicht: Lasst uns bis morgen warten. Sie fragten auch nicht jemanden, ob das wirklich stimmte.

Sie gingen sofort.

Bethlehem schlief. Die überfüllten Häuser lagen still, die Reisenden der Volkszählung erschöpft in jedem verfügbaren Winkel. Irgendwo bellte ein Hund, einmal, dann nicht mehr. Der Mond stand über den Hügeln und warf sein kaltes Licht auf die Gassen.

Durch diese Gassen kamen die Hirten – laut, atemlos, nach Schafen riechend, mit dem Aufregungsglanz in den Augen von Menschen, die etwas gesehen hatten, das sie nicht beschreiben konnten und dennoch bezeugen mussten. Sie suchten ein Zeichen: ein Kind in einer Krippe. In einem Dorf dieser Größe nicht besonders schwer zu finden. Es gab nicht viele Krippen, in denen Neugeborene lagen.

Sie fanden eine.

Was sie sahen, als sie sich durch die niedrige Tür bückten und in den schwachen Schein des Öllichts traten, wissen wir nicht, denn ihre Worte hat niemand aufgeschrieben. Uns bleibt nur Lukas' knappe Beschreibung: »Als sie es aber gesehen hatten, machten sie das Wort kund, das über dieses Kind zu ihnen geredet worden war« (Lk 2,17).

Doch was geschah in diesem einen Atemzug zwischen dem Sehen und dem Weitererzählen, als ihre Augen das fanden, was der Engel beschrieben hatte?

Stell dir vor, wie sie hereinkamen. Groß, dunkel, nach der Nacht riechend. Fremde Männer, uneingeladen, zu einer Frau, die gerade entbunden hatte, in einem Stall, nach Mitternacht. Joseph stand auf. Er war kein kleiner Mann und auch kein ängstlicher. Er hatte in den letzten Monaten schon genug Furcht überwunden, um einem Hirten in der Tür standzuhalten.

Aber dann – die Worte, die aus ihnen herausströmten. Sie waren ungeordnet und wurden unterbrochen. Einer fing an und ein anderer vollendete den Satz. Der Älteste von ihnen redete zu langsam, die Jungen zu schnell. Ein Engel. Nein, viele. Ein ganzes Heer. Euch ist heute ein Erretter geboren. Die Klarheit Gottes über dem Feld. Sie konnten das Singen nicht beschreiben, es klang nicht wie menschliches Singen, es war vielmehr wie – Joseph hörte zu. Maria hörte zu.

Und Maria – die Frau, die sieben Tage gewandert war, gerade ein Kind zur Welt gebracht hatte, keine Hebamme, keine Mutter und keinen Raum hatte – schwieg. Sie weinte nicht, sie lachte nicht, sie sagte nichts, was Lukas für wichtig genug hielt, um es aufzuschreiben. Nur das: »Maria aber bewahrte alle diese Worte und erwog sie in ihrem Herzen« (Lk 2,19).

Sie bewahrte sie. Wie man etwas Kostbares bewahrt, das man sich nicht leisten kann zu verlieren. Wie man Worte aufhebt, die größer sind als man selbst, und sie tief versenkt, weil man noch nicht weiß, was man mit ihnen anfangen soll; weil sie erst später einen Sinn ergeben werden – vielleicht in Jahren –, vielleicht an einem Ort, der noch schlimmer aussehen wird als dieser Stall; wenn man wieder nichts als diese Worte haben wird.

Die Hirten gingen wieder hinaus in die Nacht. Sie konnten nicht aufhören zu reden. Jeder Schritt, den sie zurück zu ihrer Herde taten, war von Worten begleitet – »Ich hab's dir gesagt, ich hab dir gesagt, dass

es ein Zeichen geben würde« –, und über die Hügel und in die Schluchten und durch den frühen Morgen trugen sie die Geschichte, die ihnen niemand abnehmen konnte, obwohl sie sie selbst gesehen hatten.

Und in dem Stall, während Bethlehem langsam aufwachte und der erste graue Schein des Morgens durch die Ritzen in den Wänden sickerte, saß eine Frau mit einem Neugeborenen in den Armen. Ein Kind, das nach dem Gesetz zehn Generationen lang keinen Zugang zum Tempel haben sollte. Ein Kind, das in eine Welt gekommen war, die für es keinen Raum hatte.

Ein Kind, das selbst der Tempel war.

Die Weisen

Matthäus erwähnt sie nur am Rande – *magoi apo anadolôn*, Weise aus dem Osten – und lässt alles andere offen. Woher genau? Babylon, sagen manche. Persien, sagen andere. Das Zweistromland, die alte Heimat der jüdischen Diaspora, wo seit den Tagen Nebukadnezars jüdische Gelehrte ihre Bücher, ihre Astronomie und ihre Erinnerungen bewahrt hatten. Es waren Männer, die Daniel kannten – nicht persönlich, aber durch seine Schriften, durch die Prophezeiungen, die er wie verschlossene Briefe an eine Zukunft hinterlassen hatte, die er nicht mehr erleben würde.

Sie waren keine Könige. Das Lied hat sie zu Königen gemacht, die Kunst hat ihnen Kronen aufgesetzt und die Tradition hat ihnen Namen gegeben: Caspar, Melchior und Balthasar. Namen, die in keinem Evangelium erwähnt werden. Matthäus nennt sie *magoi*. Weise, Gelehrte, Männer, die den Himmel lasen wie andere Menschen Bücher. Sie waren Astronomen und Astrologen in einer Zeit, in der diese Disziplinen noch nicht getrennt waren. Männer, die die Bewegungen der Gestirne mit der Genauigkeit von Buchhaltern und der Ehrfurcht von Betern verfolgten.

Und sie hatten etwas gesehen.

Was genau, sagt die Schrift nicht, und die Wissenschaft spekuliert seit Jahrhunderten. Eine Konjunktion von Jupiter und Saturn? Einen Kometen? Eine Supernova? Astronomen haben die Berechnungen rückwärts laufen lassen, die Himmelsmechanik des 1. Jahrhunderts rekonstruiert und Theorien aufgestellt und wieder verworfen. Vielleicht war es keine einzelne Erscheinung, sondern eine Abfolge, eine Konstellation, die sich über Monate entfaltete wie ein Satz, Wort für Wort, für diejenigen, die die Spra-



che kannten. Und diese Männer kannten die Sprache.

Irgendwie – wir können es uns nicht erklären, und darin liegt vielleicht der springende Punkt – hatten sie in dem, was sie sahen, eine Bedeutung gelesen, die über die Astronomie hinausging. Ein König. Israel. Jetzt. Vielleicht hatten sie Daniels Prophezeiungen studiert, die er einst am babylonischen Hof verfasst hatte und die auf bestimmte Zeiten hindeuteten. Vielleicht verband sich bei ihnen reines Wissen mit reiner Ahnung auf eine Weise, die vernünftigen Menschen nicht erklärbar ist.

Sie packten ihre Kamele. Sie reisten. Hunderte, vielleicht tausend Kilometer durch Wüste und Steppe und Gebirge, vorbei an Räubern, durch fremde Reiche, durch Hitze und Staub und die endlose Einsamkeit der langen Straßen. Für Männer, die den Himmel lasen, war eine solche Reise keine Kleinigkeit. Es war alles, was sie hatten: ihre Zeit, ihre Ressourcen, ihre Sicherheit. Sie warfen sich einer Hoffnung hin, die am Himmel stand.

Sie kamen nach Jerusalem. Natürlich kamen sie nach Jerusalem. Wo sonst würde man einen König suchen, wenn nicht in der Hauptstadt?



Doch der Palast des Herodes war das falsche Gebäude.

Das würden sie erst später verstehen. Aber zuerst: die Logik. Ein neuer König Israels – wo, wenn nicht hier, in diesen Mauern aus importiertem Marmor, hinter diesen Toren, die durch die Gunst Roms und jüdisches Gold errichtet worden waren? Herodes hatte den Tempel wiederaufgebaut und ihn größer gemacht, als Salomo je geträumt hatte. Herodes residierte in einem Luxus, den Judäa nie zuvor gesehen hatte. Wenn irgendwo ein König residierte, dann hier.

»Wo ist der König der Juden, der geboren worden ist? Denn wir haben seinen Stern im Morgenland gesehen und sind gekommen, um ihm zu huldigen« (Mt 2,2).

Eine einfache Frage. Eine ehrliche Frage. Sie wurde von Männern gestellt, die keine politischen Ränke kannten, weil sie aus einem anderen Kontext kamen und die Dinge mit anderen Augen sahen.

Die Frage traf den Palast wie ein Stein das Wasser.

Herodes hörte sie. Natürlich hörte er sie – in einem Palast hört man alles und diese Männer hatten nicht geflüstert. Sie hatten gefragt, offen und direkt, wie Menschen fragen, die gewohnt sind, dass ihre Fra-

gen beantwortet werden. Und Herodes – dieser alte, kranke, paranoide Mann, der seinen eigenen Söhnen nicht getraut hatte, der seine eigene Frau hatte töten lassen, der seinen Thron mit einer Verbissenheit hielt, die längst über die Grenze des Wahnsinns hinausging – hörte von dem neugeborenen König der Juden und wurde still.

Matthäus formuliert es mit einer Beobachtung, die so kalt wie ein Skalpell ist: *»Als aber der König Herodes es hörte, wurde er bestürzt und ganz Jerusalem mit ihm« (Mt 2,3).*

Ganz Jerusalem wurde bestürzt. Weil Jerusalem Herodes kannte. Weil Jerusalem wusste, was es bedeutete, wenn dieser Mann bestürzt wurde. Denn wenn dieser Mann Angst bekam, wurde er nicht wütend und unberechenbar – er wurde ruhig. Und diese Ruhe war das Gefährlichste, was man sich vorstellen konnte.

Er rief die Hohepriester zusammen. Die Schriftgelehrten. Die Männer, die die Prophezeiungen kannten und die ihnen täglich durch die Hände gingen wie abgenutzte Münzen. *»Wo soll der Christus geboren werden?«* Er stellte die Frage, als wäre sie akademischer Natur. Als würde er Unterricht nehmen. Als hätte es ihn wirklich interessiert.

Die Antwort kam sofort, ohne Zögern: *»In Bethlehem in Judäa; denn so steht durch den Propheten geschrieben: »Und du, Bethlehem, Land Juda, bist keineswegs die Geringste unter den Fürsten Judas; denn aus dir wird ein Führer hervorkommen, der mein Volk Israel weiden wird.«« (Mt 2,5.6).*

Die Gelehrten wussten es. Sie kannten den Ort, den Propheten, die Zeile und den Kontext. Sie hatten es ihr Leben lang gewusst.

Und keiner von ihnen machte sich auf den Weg nach Bethlehem – nicht einer. Die Männer, die die Schriften kannten, die das Kommen des Messias in jede Tora-Rolle eingewoben hatten, die ihr Leben damit verbracht hatten, die Prophezeiungen zu studieren, zu kommentieren und zu erklären, blieben, wo sie waren. Die Fremden aus dem Osten packten ihre Kamele. Die Hüter der Verheißung hingegen blieben in Jerusalem sitzen.

Manchmal ist die größte Ablehnung keine Feindschaft. Manchmal ist es schlicht Gleichgültigkeit.

Herodes ließ die Weisen noch einmal heimlich zu sich rufen. Die Heimlichkeit war Teil des Plans, der sich

bereits wie ein Bluterguss unter der Haut formte – noch unsichtbar, aber unaufhaltsam. Er fragte sie, wann der Stern erschienen war. Er hörte zu. Er nickte. Dann sagte er: *»Zieht hin und forschet genau nach dem Kind; wenn ihr es aber gefunden habt, so berichtet es mir, damit auch ich komme und ihm huldige«* (Mt 2,8).

Er sagte es mit dem Gesicht eines Mannes, der die Wahrheit spricht.

Die Weisen glaubten ihm. Warum auch nicht? Sie hatten keine Erfahrung mit Herodes. Sie wussten nichts von der Blutspur, die dieser Mann hinter sich herzog: die Söhne, die Frau, die Rivalen, die Priester, die Unschuldigen, die zwischen ihn und seinen Thron geraten waren wie Gras unter ein Rad. Sie waren Männer des Himmels, keine Männer des Hofes. Sie kannten sich mit Sternen aus, nicht mit Tyrannen.

Sie zogen nach Bethlehem.

Und dann: *»Siehe, der Stern, den sie im Morgenland gesehen hatten, ging vor ihnen her«* (Mt 2,9).

Der Stern wieder. Derselbe, verwandelt oder neu – wir wissen es nicht. Aber er war da, vor ihnen, über der Straße nach Bethlehem. Die Männer, die ihr Leben dem Studium des Himmels gewidmet hatten, sahen ihn und verstanden: Das war keine Astronomie mehr. Das war etwas anderes. Das war das Heilige, das ihnen einen Finger entgegenstreckte und sagte: Hier entlang. Hier entlang.

»Als sie aber den Stern sahen, freuten sie sich mit sehr großer Freude« (Mt 2,10).

Auch hier wieder dieses Verdoppeln – eine sehr große Freude –, als wäre normale Freude für diesen Moment nicht genug, in dem sich monatelange Hoffnung plötzlich bestätigt. Als hätten sie bis zu diesem Augenblick nicht gewusst, wie viel Zweifel sie die ganze Reise über mitgeschleppt hatten – unausgesprochen in den stillen Stunden der Nacht, wenn der Verstand fragt: Was, wenn wir uns geirrt haben? Was, wenn es nichts ist? Was, wenn wir tausend Kilometer für eine Fehldeutung gereist sind?

Der Stern stand still.

Was sahen sie, als sie ankamen?

Kein Palast. Kein Hofstaat. Keine Wachen, keine Herolde, keine seidenen Vorhänge. Matthäus schreibt lediglich: *»Sie sahen das Kind mit Maria, seiner Mutter«* (Mt 2,11). Ein Kind. Eine Frau. Bethlehem war nicht Jerusalem, und dieses Haus – ob es sich noch um einen Stall handelte oder inzwischen ein kleines



Quartier war – entsprach nicht den Erwartungen der Männer, die einen König suchten.

Sie knieten trotzdem nieder.

Das ist das Erstaunliche. Nicht die Geschenke, nicht die weite Reise, nicht die Sternkunde – all das ist nicht das Erstaunliche. Erstaunlich ist dieser Moment: Gelehrte Männer, Männer mit Ansehen und Bildung und der Würde ihrer Herkunft, knieten vor einem Kind in den Armen einer armen Frau in einem unbedeutenden Dorf in einer verachteten Provinz.

Sie öffneten ihre Schätze. Gold – das Metall der Könige. Weihrauch – das Opfer der Priester. Myrrhe – das Öl der Toten. Drei Gaben, von denen zwei sofort einleuchten, während die dritte dunkel ist. Eine, über die man nicht nachdenken möchte. Eine, die sagt: Dieser König wird sterben. Und der Tod wird zu ihm passen wie die beiden anderen Gaben zum Leben.

Maria nahm die Geschenke. Was dachte sie bei der Myrrhe? Legte sie sie beiseite? Hob sie sie auf? Bewahrte sie sie in ihrem Herzen, wie sie so vieles bewahrte?

Die Weisen blieben so lange, wie Gäste bleiben – einen Abend, eine Nacht, vielleicht mehrere. Und



dann, bevor sie aufbrachen und die Rückreise antraten, um zu Herodes zu gehen, wie sie versprochen hatten, kam der Traum.

Nicht zu einem, sondern zu allen. In einer Nacht, in der sie schliefen, vielleicht unter demselben Dach, vielleicht in getrennten Häusern, aber sie hörten denselben Befehl, dieselbe Dringlichkeit, dieselbe Stimme, die keine Stimme war und doch klarer sprach als jede Stimme: »Kehrt nicht zu Herodes zurück!«

Sie wachten auf und schauten einander an. Männer, die dem Himmel über tausend Kilometer gehorcht hatten, gehorchten ihm jetzt auch beim letzten Schritt. Sie nahmen eine andere Straße. Keine Erklärung, kein Abschied, keine Nachricht an den Palast. Wie sie gekommen waren – aus dem Osten –, verschwanden sie wieder, durch die Wüste, durch die Ferne, zurück in die Stille ihrer Bücher und ihrer Sterne.

Herodes wartete.

Und wartete.

Als er verstand, dass sie nicht kommen würden, dass diese Männer ihn, den gefürchteten König Herodes, schlicht übergangen hatten, wurde er ruhig, wie immer, wenn ihm die Kontrolle entglitt.

Ruhig.

Es war dieselbe Nacht oder kurz danach. Joseph schlief und der Engel kam wieder, doch diesmal nicht mit freudigen Nachrichten, nicht mit »Fürchte dich nicht« und einer Botschaft, die das Leben schöner machte. Diesmal kam die Botschaft: »*Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter zu dir und flieh nach Ägypten und bleibe dort, bis ich es dir sage; denn Herodes wird das Kind suchen, um es umzubringen*« (Mt 2,13).

Joseph wachte auf.

Er weckte Maria.

Was sagte er ihr? Wie erklärt man einer Frau, die gerade entbunden hat, die noch nicht zu Kräften gekommen ist, die vielleicht zum ersten Mal seit Wochen wirklich schläft, dass sie sofort aufstehen und fliehen müssen? In die Nacht hinein. Jetzt. Ohne Vorbereitung, ohne Abschied, ohne Rücksicht auf das, was der Körper nach einer Geburt braucht?

Er sagte es ihr. Sie stand auf.

»*Er aber stand auf, nahm das Kind und seine Mutter bei Nacht zu sich und zog hin nach Ägypten*« (Mt 2,14).

Bei Nacht. Dieser Satz trägt alles: die Eile, die Angst, das Dunkel. Sie packten, was sie greifen konnten. Vielleicht verstand Maria zum ersten Mal, warum die Weisen aus dem Osten ihrem Kind Gold gebracht hatten: Weil man für eine Flucht nach Ägypten Geld braucht. Das war keine zufällige Großzügigkeit. Es war Vorsehung, die sich als Reisegeld verkleidet hatte.

Sie gingen durch die schlafenden Gassen von Bethlehem, vorbei an den Häusern, die für sie keinen Raum gehabt hatten. Vorbei an den Verwandten, die sie in den Stall geschickt hatten. Vorbei an dem ganzen kleinen, überfüllten, ahnungslosen Dorf, das in dieser Nacht schlief, ohne zu wissen, was es in seinen Mauern gehabt hatte – und was es verlor.

Die Straße nach Ägypten führte durch die Wüste Negev. Etwa vierhundert Kilometer. Noch eine Reise. Noch eine brutale, lange, unmögliche Reise mit einem Neugeborenen in den Armen durch eine gnadenlose Landschaft.

Sie gingen.

Hinter ihnen, in Bethlehem, wartete Herodes noch immer. Als er schließlich aufhörte zu warten, gab er einen Befehl, dessen Schreie noch Jahrhunderte später in den Klageliedern des Volkes widerhallten: Alle männlichen Kinder unter zwei Jahren in Bethlehem und der ganzen Umgebung sollten getötet werden.

Alle. Damit keiner durchkam. Damit der eine, den er suchte, nicht entwich.

Er entwich trotzdem.

Aber die anderen nicht.

Und Matthäus zitiert Jeremia, als wäre es das einzig Mögliche: »Eine Stimme ist in Rama gehört worden, Weinen und viel Wehklagen: Rahel beweint ihre Kinder, und sie wollte sich nicht trösten lassen, weil sie nicht mehr sind« (Mt 2,18).

Rahel, die Stammutter Israels, weint über ihre Kinder. Ein Weinen, das begonnen hatte, als das Volk in die babylonische Gefangenschaft abgeführt worden war, und das jetzt in Bethlechem neu begann – in den Häusern, die eben noch mit Volkszählungs-Reisenden und Leben gefüllt gewesen waren.

Das Kind, das gekommen war, um alle zu retten, floh in die Nacht. Und diejenigen, die in seinem Namen starben, hatten seinen Namen nie gehört.

So war sein Einzug in die Welt: abgelehnt in Nazareth, kein Raum in Bethlechem, verjagt von Herodes, ins Exil nach Ägypten. Ein Flüchtling, noch keine zwei Jahre alt. Ein König ohne Thron, ohne Land, ohne das Volk, das er retten sollte.

Er konnte noch nicht einmal laufen. Aber schon auf der Flucht.

Das Kreuz

Dreiunddreißig Jahre.

So lange dauerte es, bis die Welt vollendete, was sie in Bethlechem begonnen hatte.

In diesen dreiunddreißig Jahren hatte er die Kranken berührt, die niemand berühren durfte. Er hatte die Aussätzigen berührt, die mit Glöckchen durch die Straßen gehen mussten, damit die Anständigen rechtzeitig zur Seite treten konnten. Er hatte die Blutflüssige berührt, die zwölf Jahre lang als unrein gegolten hatte, und sie nicht weggeschickt, sondern Tochter genannt. Den Zöllner Zachäus, der wie ein Kind im Baum saß, weil er zu klein und zu verhasst war, um sich durch die Menge zu drängen – und der ihn zum Abendessen einlud, während die Menge murrte. Die Ehebrecherin, die man ihm wie ein Beweisstück vor die Füße warf, und er bückte sich in den Staub und schrieb, und die Steine blieben ungeworfen.

Immer wieder dieselbe Bewegung: Auf diejenigen zugehen, von denen alle anderen weggingen.

Er kannte das Muster. Er hatte es von Anfang an



gekannt – mit seinem eigenen Körper, mit seiner eigenen Geschichte, die in Nazareth geflüstert worden war und die ihn nie ganz losgelassen hatte. Des Zimmermanns Sohn. Marias Kind. Wir kennen ihn doch. Woher hat er das alles? Die Menschen seiner Heimatstadt hatten ihn aus der Synagoge geführt, an den Rand eines Felsens gebracht und wollten ihn hinunterstoßen. Doch seine Stunde war noch nicht gekommen, und er war mitten durch sie hindurchgegangen. Aber die Stunde kam.

Sie kam in Jerusalem, in der Nacht des Passahfestes im Garten Gethsemane. Dort bat er – dreimal bat er –, dass dieser Kelch an ihm vorübergehe. Doch der Kelch ging nicht vorüber. Judas kam mit Fackeln und Schwertern. Petrus, der gesagt hatte, er werde nicht von ihm weichen, war drei Hahnenschreie später draußen auf dem Hof und weinte bittere Tränen. Und die anderen – elf Männer, die alles verlassen hatten, um ihm zu folgen – verschwanden in der Nacht wie Rauch. Am Ende war er allein. Wie er immer allein gewesen war, wenn es darauf ankam.

Die Verhöre begannen noch vor Morgengrauen. Annas. Kajaphas. Der Hohe Rat, der in der Nacht zu-



sammentrat, weil er es tagsüber nicht gewagt hätte – weil das Volk Jesus liebte und man dieses Risiko nicht eingehen konnte. Sie suchten Zeugen – falsche Zeugen, wie Matthäus ohne Ironie sagt, als wäre es das Selbstverständlichste – und fanden keine, die übereinstimmten. Schließlich stand Kajaphas auf und befragte Jesus unter Eid: »Bist du der Christus, der Sohn Gottes?«

Und Jesus sagte: »Du hast es gesagt« (Mt 26,63.64). Das war genug.

Dann kam Pilatus, der Römer, der keinen Grund fand, ihn zu verurteilen, es aber trotzdem tat, weil Macht manchmal einfacher ist als Gerechtigkeit. Er wusch sich die Hände, als wäre Wasser stark genug, einen Mord abzuwaschen. Dann waren da die Soldaten mit ihrer Dornenkrone, ihrem Purpurmantel und dem spöttischen Kniefall: »Sei gegrüßt, König der Juden!« (Mt 27,29). Und sie schlugen ihn.

Das Kreuz war schwer. Wir wissen nicht, wie weit er es trug, bevor sie Simon von Kyrene zwangen, es ihm abzunehmen. Wir wissen, dass er fiel. Wie oft – die Schrift schweigt. Die Tradition sagt, es sei dreimal gewesen.

Golgatha bedeutet Schädelstätte. Es war kein schöner Ort. Es war der Ort, an dem Rom seine Botschaften nicht auf Pergament, sondern in Fleisch schrieb – sichtbar von der Straße, damit alle verstanden, was mit denen geschah, die sich gegen die Ordnung stellten. Zwei Verbrecher hingen neben ihm, einer zur Rechten, einer zur Linken, und selbst einer von ihnen spottete noch.

Sie nagelten seine Hände an das Holz.

Die Hände, die Aussätzige berührt hatten. Die Hände, die fünftausend Menschen gespeist hatten. Die Hände, die ein Kind gehalten, Blinde berührt und Lazarus aus dem Grab gerufen hatten. Diese Hände. Nägel.

Über seinem Kopf ein Schild, auf Anweisung des Pilatus, in drei Sprachen, damit auch wirklich jeder es lesen konnte: »Jesus, der Nazaräer, der König der Juden«. Die Hohepriester beschwerten sich: »Schreib nicht ›König‹, schreib ›er behauptete, König zu sein‹.« Pilatus, der an diesem Tag vielleicht zum einzigen Mal die Wahrheit sagte, antwortete: »Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben« (Joh 19,19–22).

Die Menge stand und schaute zu. Einige schüttelten den Kopf. Vorbeigehende riefen hinauf: »Der du den Tempel abbrichst und in drei Tagen aufbaust, rette dich selbst!« Die Hohepriester, die Schriftgelehrten und die Ältesten standen beisammen und redeten, wie Menschen reden, wenn sie sich ihrer Sache sicher sind. »Andere hat er gerettet, sich selbst kann er nicht retten. Er ist Israels König; so steige er jetzt vom Kreuz herab, und wir wollen an ihn glauben« (Mt 27,40–42).

Und er stieg nicht herunter.

Das ist das Unbegreifliche. Nicht dass er gekreuzigt wurde – die Welt kreuzigt ihre Unbequemen mit schöner Regelmäßigkeit. Das Unbegreifliche ist, dass er es hätte beenden können. Er hatte Petrus im Garten gesagt, er habe zwölf Legionen Engel. Zwölf Legionen – sechzigtausend himmlische Streiter –, die auf sein Wort gewartet hätten. Und er schwieg.

Er schwieg, als die Stunden vergingen. Er schwieg, als die Finsternis kam – mitten am Tag, für drei Stunden, als wäre die Schöpfung selbst nicht in der Lage, hinzusehen. Er schwieg, als der Schmerz alles andere verdrängte, was ein Mensch denken, fühlen oder hoffen kann.

Und dann, in der neunten Stunde, in der tiefsten Dunkelheit dieses Mittags, brach das Schweigen.

»Eli, Eli, lama sabachtani?«

»Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« (Mt 27,46)

Er schrie es. Das hebräische Wort ist *za'aq* – kein leises Flüstern, kein frommes Gebet, kein würdevolles Abtreten. Ein Schrei. Der Schrei eines Mannes, der in die absolute Leere geschaut hat und nichts gefunden hat, wenn er in diese Richtung schaute.

Er zitierte Psalm 22, denn er kannte die Schriften. Er wusste, dass dieser Psalm mit Verlassenheit beginnt und mit Triumph endet. David war diesen Weg schon gegangen, zumindest in Gedanken, und war auf der anderen Seite angekommen. All das wusste er.

Und es half nicht.

Das ist das eigentliche Wunder, nicht die Auferstehung, sondern dieser Moment: dass Gott wirklich dort war. Er hatte nicht von außen zugeschaut, sicher und unberührt, während ein Mensch für ihn litt. Er hatte sich selbst in die äußerste Ablehnung hineinbegeben – eine Ablehnung, die nicht von Menschen, sondern vom Schweigen kommt, das antwortet, wenn man betet und nichts hört. Die Verlassenheit, die jeden trifft, der je in der Nacht gefragt hat: »Bist du da? Hörst du mich? Bin ich allein?«

Er kannte diese Nacht. Er hatte sie selbst durchlebt.

Er war das Kind, über das in Nazareth geflüstert wurde. Der Junge, der nicht wusste, wer sein Vater war – oder zu gut wusste –, und beides war schwer. Der Mann, für den in Bethlehem kein Raum gewesen war, der als Flüchtling nach Ägypten geflohen war, der von seiner Heimatstadt abgelehnt worden war, von den Führern seines Volkes verraten und von seinen Freunden verlassen worden war – er hatte dieses Muster nicht nur erlitten, sondern auch vollendet. Er hatte es vollendet. Er hatte die Ablehnung bis in ihre letzte, tiefste Wurzel verfolgt, bis dorthin, wo sie aufhört, menschlich zu sein, und göttlich wird: der Fluch des Gesetzes selbst, die Trennung von Gott, die Verurteilung als *mamzer*, nicht eines einzelnen Kindes, sondern aller Menschen, für alle Zeit.

Er, der keine Sünde kannte, wurde für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm Gottes Gerechtigkeit würden (2Kor 5,21).

Er trug es.

Und dann sagte er: »Es ist vollbracht!« (Joh 19,30)

Nicht: Es ist vorbei. Nicht: Ich bin fertig. *Tetelestai* – das Wort, das ein Kaufmann auf eine vollständig



bezahlte Rechnung schrieb. Keine Restschuld. Keine offene Schuld. Nichts mehr ausstehend.

Der Vorhang im Tempel zerriss von oben nach unten – das schwere Tuch, das das Allerheiligste vom Rest der Welt trennte und seit Jahrhunderten die Grenze markiert hatte zwischen denen, die Zugang hatten, und denen, die draußen blieben. Es zerriss. Nicht von unten, wo ein Mensch hätte greifen können. Von oben.

Epilog: Im Haus meines Vaters

Die Geschichte, die mit »kein Raum für sie« begann, endet mit einer Verheißung, die noch heute über der Welt steht wie ein offenes Fenster.

»In dem Haus meines Vaters sind viele Wohnungen; wenn es nicht so wäre, hätte ich es euch gesagt; denn ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten« (Joh 14,2).

Hör, was er sagt. Er, der Zimmermann war, der Sohn eines Mannes, der Holz bearbeitete und Räume baute und ein Jahr lang ein Haus für eine Braut vorbereitete, sagt: »Ich gehe hin. Ich baue. Ich bereite vor. Für euch.« Er nimmt das Bild des jüdischen Bräutigams, der seine Frau erwartet, für sie einen Raum schafft



und zurückkommt, wenn die Stätte bereit ist, und wendet es auf sich selbst an. Auf alle, die ihm gehören. Auf jeden, der je an eine Tür geklopft hat und hörte: »Kein Raum.« Für euch ist Raum.

Das Kind, das als *mamzer* in die Welt kam und nach dem Gesetz des Mose zehn Generationen lang keinen Zutritt zur Gemeinde des Herrn gehabt hätte, öffnet diese für alle, die kommen wollen, für jede Generation, ohne Ende. »Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, dieser ist zum Eckstein geworden« (1Petr 2,7). Der Verworfenen trägt das ganze Gebäude.

Der von seinem Volk Abgelehnte baut eine neue Familie, in der kein Mensch für die Sünden seiner Eltern haftet, kein Kind ein Brandmal trägt, das es sich nicht ausgesucht hat, und kein *mamzer* je wieder draußen steht. »Wer den Willen meines Vaters tut, der in den Himmeln ist, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter« (Mt 12,50). Eine Familie, in die man nicht hineingeboren wird. Eine Familie, in die man hineingerufen wird.

Maria wusste all das nicht in jener Nacht in Bethlehem, als sie das Kind in die Krippe legte, die Hände der Hirten es berührten, sie schwieg und es in ihrem

Herzen bewahrte. Sie hatte die Myrrhe entgegengenommen, ohne zu fragen, was sie bedeutete. Vielleicht hatte sie gefragt, aber keine Antwort bekommen, die sie tragen wollte. Dreiunddreißig Jahre lang hatte sie zugeschaut, wie ihr Sohn eine Welt liebte, die ihn nicht lieben wollte. Dann hatte sie am Fuß eines Kreuzes gestanden und nach oben geschaut.

Simeon hatte es ihr gesagt, als sie das Kind zum ersten Mal in den Tempel brachte. Es war acht Tage alt und noch vielleicht noch nach Stall. Der alte Mann hatte es in die Arme genommen, vor Freude geweint und zu Maria gesagt: »Auch deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen« (Lk 2,35).

Das Schwert war eingedrungen.

Aber Schwerter sind nicht das letzte Wort. Das ist das Wesen dieser Geschichte, von Anfang bis Ende, von Nazareth bis Golgatha bis zu dem leeren Grab am frühen Morgen, als eine Frau – wieder eine Frau, wieder zuerst eine Frau – in den Garten ging und ihren Namen hörte, gesprochen von einem, der tot gewesen war.

Maria.

Nur ihr Name. Aber in diesem einen Wort: alles.

Der Raum, der ihr verweigert worden war. Die Würde, die ihr das Gesetz nicht geben konnte. Die Annahme, für die es im Hebräischen noch kein Wort gab, weil die Welt es noch nicht kannte.

Wenn du weißt, wie es ist, draußen zu stehen; wenn du die Tür kennst, die sich nicht öffnet, das Flüstern, das aufhört, wenn du näher kommst, und den Platz am Tisch, der nicht für dich reserviert ist; wenn du die Erschöpfung kennst, die entsteht, wenn man zu lange zu wenig Raum hatte – dann weißt du, wohin diese Geschichte zeigt.

Nicht in einen Palast. Nicht zu den Mächtigen, Reinen und Angesehenen, die im *katalyma* saßen, während unten die Krippe stand.

Dorthin, wo die Krippe stand.

Dorthin, wo die Hirten knieten.

Dorthin, wo ein Kind die Augen in einer Welt aufmachte, die für ihn keinen Raum hatte – und anfang, für alle Raum zu schaffen.

Es war kein Raum für sie.

Damit für uns immer Raum sei.

Charles Brabec



Im Wartesaal des Lebens

Wir Menschen sind von Natur aus ungeduldig. Schon die Psalmdichter riefen in ihrer Not mehrfach so oder so ähnlich zum HERRN: »... *erhöre mich eilends!*« (Ps 31,3a; 69,18b; 79,8; 102,3b)

Das Warten im Leben will gelernt sein, aber es lohnt sich! Der »Marshmallow-Test« des amerikanischen Psychologen Walter Mischel beweist es. Er führte den Test erstmals 1968 bei vierjähri-

gen Kindern durch. Sie bekamen eine Süßigkeit (Marshmallows) auf den Tisch gelegt und gleichzeitig die Belohnung einer zweiten in Aussicht gestellt, wenn sie 10–15 Minuten warteten, ohne den vor ihnen liegenden Mäusespeck zu naschen. 10 bis 13 Jahre später zeigte sich bei Nachuntersuchungen, dass die Kinder, die auf die Belohnung warten konnten, deutlich bessere Schulleistungen erbrach-

ten, seelisch belastbarer waren und seltener zu Drogenkonsum neigten. Die Ungeduldigen dagegen waren emotional instabiler und schnitten in der Schule schlechter ab, obwohl sie den gleichen Intelligenzgrad hatten.

Der Psychologe hat mit diesem Experiment nur eine uralte biblische Wahrheit bestätigt, die schon Jakobus so formulierte: »*Das Aus-*
harren aber soll ein vollkommenes

Werk haben, damit ihr vollkommen und vollendet seid und in nichts Mangel habt» (Jak 1,4).

»Ausharren«, »Langmut«, Warten und Geduld zu lernen, das dürfte nicht allzu schwer sein – so denken wir vielleicht, aber der Lebensalltag beweist uns das Gegenteil. Wir kennen wahrscheinlich dieses Gebet, das den oben erwähnten Psalmisten nachempfunden ist: »Herr, gib mir Geduld, aber möglichst schnell!« Weniger geistlich hört sich der bekannte Schlachtruf in deutschen Supermärkten an: »Kann jemand mal 'ne zweite Kasse aufmachen?«

Diese Zitate zeigen etwas von der spannungsgeladenen Atmosphäre im Wartesaal des Lebens. Die Liste ähnlicher Gelegenheiten ist sehr lang: beim Einchecken am Flughafen, im Stau auf der Autobahn, als Patient in der Notfallambulanz, am Telefon in der berücktigten Telekom-Warteschleife usw. usw. Wir leben in einer hektischen Welt voller Ungeduld, und diese Hektik ist ansteckend und belastend wie ein Virus. Vor solchen negativen Folgen können und sollen wir uns schützen. Deshalb werden wir in Gottes Wort häufig aufgefordert, die biblischen Eigenschaften Ausharren, Langmut und Geduld zu trainieren:

»Wandelt würdig der Berufung, mit der ihr berufen worden seid, mit aller Demut und Sanftmut, mit Langmut, einander in Liebe ertragend!« (Eph 4,1b.2)

»Zieht nun an als Auserwählte Gottes, als Heilige und Geliebte: herzliches Erbarmen, Güte, Demut, Milde, Langmut!« (Kol 3,12)

»Wir ermahnen euch aber, Brüder: Weist die Unordentlichen zurecht,

tröstet die Kleinmütigen, nehmt euch der Schwachen an, seid langmütig gegen alle!« (1Thess 5,14)

Wer das schon mit Hilfe der Eltern als Kind und Jugendlicher geübt hat, ist eindeutig im Vorteil. Denn früher oder später im Leben treten echte Geduldsproben auf: Wann bekomme ich den ersehnten Studienplatz? Wann sagt meine Geliebte endlich Ja zu der entscheidenden Frage? Wie lange soll ich noch auf meine Beförderung warten? Bekommen wir nun eine größere Wohnung oder nicht? Immer wieder habe ich gebetet, und trotzdem kommt keine Linderung der Schmerzen ...

Da gibt es manchmal lange Wartezeiten, in denen ich absolut nichts tun kann, gewissermaßen tatenlos zusehen und warten muss, bis irgendetwas geschieht. Eine noch schwierigere Prüfung ergibt sich dann, wenn ich durchaus in der Lage wäre einzugreifen, aber aus irgendwelchen Gründen auf Gottes Handeln warten möchte oder warten muss. Denken wir nur an Abram und Sarai, denen von Gott eine gewaltige Nachkommenschaft verheißen war. Aber – es geschah jahrelang nichts, rein gar nichts! Ihre Geduld wurde bis zum Äußersten strapaziert, bis Sarai endlich die Initiative ergriff und auf ihre Weise versuchte, für den notwendigen Stammhalter zu sorgen. Dass sie damit Gott ins Handwerk pfuschte und allerlei Konflikte hervorrief, begriff sie erst später. Und die Nachwirkungen sehen wir im Nahen Osten heute noch. Hätte sie doch auf Gottes Handeln gewartet! Aber Abram war auch nicht klüger, er besaß ebenfalls nicht die Geduld und das nö-

tige Gottvertrauen und ließ sich auf die scheinbare Notlösung ein.

Nun gibt es im Gegensatz dazu auch Situationen, in denen mutiges und rasches Handeln zwingend notwendig ist. Beim plötzlichen Herzstillstand eines Angehörigen legt mein Herr mir eine Aufgabe vor die Füße, bei der ich nicht geduldig auf sein Eingreifen warten darf, sondern selbst die Initiative ergreifen muss. Überhaupt bedeutet Warten und Geduldigsein nicht, einfach faul herumzusitzen und die Hände untätig in den Schoß zu legen. »Langmut« und »Ausharren« im Sinne der Bibel ist aktives Handeln, ausgefüllt mit Gebeten und dem Hinschauen auf Jesus, den »Anfänger und Vollender des Glaubens« (Hebr 12,2a). Wenn ich meine Wartezeiten für solch ein Glaubenstraining nutze, wird mir die nächste Geduldsprobe deutlich leichter fallen.

Bei vielen Ereignissen kann ich recht gut entscheiden, ob ich geduldig warten oder rasch handeln sollte. Allerdings ist nicht jede Situation so eindeutig wie der oben beschriebene Herzstillstand. Dann brauche ich Weisheit und Gottes Führung, das Richtige zu tun. Ein altbekanntes Gebet, leicht abgewandelt, drückt es treffend aus:

»Herr, gib mir die Geduld, auch in schwierigen Zeiten auf Dein Eingreifen zu warten, und gib mir die Kraft des schnellen Handelns, wenn die Lage es erfordert, und gib mir die Weisheit, solche Situationen richtig einzuschätzen, damit ich Deinem Namen Ehre bereite.«

Wolfgang Vreemann

Alisa Childers / Tim Barnett:

Die Dekonstruktion des christlichen Glaubens

**Worum es geht, was zerstört
wird und wie wir darauf
reagieren können**

Dillenburg (CV) 2026
Paperback, 281 Seiten
ISBN 978-3-98963-035-2
€ 22,90

Was ist Dekonstruktion? Der Begriff geht auf den Philosophen Jacques Derrida (1930–2004) zurück. Er stellte damit nicht nur gängige Auffassungen von Literatur und Sprache radikal in Frage, sondern zugleich auch die unausgesprochenen Voraussetzungen unseres Denkens. »Dekonstruktion« meint nach Derrida die grundsätzliche und notwendige Unmöglichkeit eindeutigen und endgültigen Verstehens mittels Sprache. Derrida zufolge ist Sprache nie eindeutig, weil sich keinem Wort eindeutige eine Bedeutung zuordnen lasse. Das, was wir zu verstehen glauben, wenn wir ein Wort hören oder lesen, sei ein von uns im jeweiligen Moment konstruiertes Verständnis, das sich entsprechend auch wieder de-konstruieren lasse. So lasse sich zeigen, dass demselben Wort mit gleicher Berechtigung auch andere Bedeutungen zugeschrieben werden könnten. Dekonstruieren lässt sich also nur, was zuvor als konstruiert behauptet wird.

Die Dekonstruktion folgt einem Programm der Destabilisierung von Bedeutungen und Zusammenhängen, das sich längst verselbständigt hat. Das Ziel ist u. a., dass biblische Maßstäbe und von Gott gegebene Institutionen verdrängt werden sollen, z. B. indem man Menschen und Institutionen, die solche Maßstäbe vertreten, (gesellschaftlich) ausgrenzt.

In Bezug auf (ehemals) bibeltreue Gemeinden und »Christen« hat dieser Begriff heutzutage einen etwas anderen Schwerpunkt. Unter dieser Kategorie wird der Glaube vieler demontiert. Befremdlich ist dabei, dass »Dekonstruktion« ein

trendiger, postmoderner Ausdruck geworden ist, der sich im Westen herausgebildet hat. Er verlieh einem eher nüchternen und uralten Phänomen, nämlich der Abkehr vom Christentum, einen neuen, intellektuellen Anstrich von Raffinesse. Wie wir oben sahen, ist der Begriff Dekonstruktion nichts Fröhliches und nichts Befreiendes, sondern Ausdruck der Verzweiflung. Hier wird z. B. in der Macht von außen das Problem manipulativer Strukturen gesehen und deren Zerstörung als befreiend empfunden. Dies mündet dann in die Idee, dass wir nie frei sein werden, solange wir nicht frei von Gott sind. Dieses Freiheitsgefühl kann anfangs wie ein Rausch sein. Nachdem es aber abgeklungen ist, stellt es sich oft als ein Albtraum heraus, da die Verantwortung, sich selbst zu erschaffen, unausführbar und daher unerträglich ist.

In diesem Buch möchten die Autoren helfen zu verstehen, was in diesem Zusammenhang passiert und wie man mit Klarheit und Zuversicht darauf reagieren kann. Dabei sind unterschiedliche Kategorien wichtig: Manche, die den Glauben aufgeben, fühlen sich von Gemeinden oder Leitungspersonen verletzt oder auch durch Gebote der Bibel unterdrückt. Andere meinen, nach ihrer »Dekonstruktion« eine höhere oder bessere Form des Glaubens für sich entdeckt zu haben. Eine Gemeinsamkeit ist aber, dass die Dekonstruktion viele weg von der Wahrheit der Bibel hin zu Agnostizismus, Atheismus, Humanismus oder gar Okkultismus führt.

Die Autorin Alisa Childers ist von diesem Thema existenziell betrof-

1 Ausführlich dazu: »Kritisches zum (sprachlichen) Dekonstruktivismus«, *Zeit & Schrift* 6/2023, S. 26–33.

fen, da sie einer Gemeinde angehörte, wo das Problem der Dekonstruktion akut war, sodass sie in eine Glaubenskrise kam. Nun setzt sie sich für das historisch-biblische Christentum ein. Tim Barnett ist Apologet und Redner. Er möchte Christen helfen, ihren Glauben klar zu durchdenken und zu kommunizieren.

Das Buch ist in drei Teile geteilt: »Ex-evangelikal«, »Dekonstruktion« und »Hoffnung«. Es hat 293 Endnoten und ist recht leicht zu verstehen. Das liegt auch an den vielen Geschichten und Begebenheiten, die die Inhalte veranschaulichen. Einige dieser Begebenheiten werden fast bis ins Banale konkretisiert, was an die Grenze zum Schwatzhafte führt. Als Hauptziel dieses Buches geben die Autoren an: »das Phänomen der Dekonstruktion zu untersuchen und eine biblische Analyse und Kritik ihrer Methoden, Strömungen, Botschaften und Auswirkungen auf die christliche Gemeinde zu liefern« (S. 22).

In Teil 1 wird beschrieben, wie sich Dekonstruktion in Häusern, Gemeinden und auf Social Media zeigt. Childers und Barnett reflektieren die Definition des Begriffs ausführlich und geben einen Überblick darüber, wie er sich in christlichen Zusammenhängen von einem Hashtag zu einem umfassenden Phänomen entwickelt hat, mit eigenen Konferenzen, Trainern

und zahllosen Social-Media-Accounts. Es wird ausführlich dargestellt, dass es bei der Dekonstruktion nicht wirklich darum geht, irgendwelche Überzeugungen zu überdenken, sondern dass es ihr Hauptanliegen ist, das hinter sich zu lassen, was als »evangelikale« Überzeugungen bezeichnet wird.

In Teil 2 gehen die Autoren den Einzelheiten auf den Grund. Sie analysieren die vielen Gründe, *warum* Menschen dekonstruieren, *wie* sie dekonstruieren und *was* sie dekonstruieren, und betrachten auch, *wer* dies tut. Dazu gehören manche bekannte evangelikale Persönlichkeiten. Sie bieten dann eine bessere Lösung für die quälenden Zweifel, schwierigen Fragen und falschen Vorstellungen, die viele Christen heimsuchen.

In Teil 3 schließlich konzentrieren die Verfasser sich darauf, wie wir die Menschen in unserem Leben, die sich in einer Dekonstruktion befinden, am besten lieben und ihnen helfen können.

Das Buch hat die Entwicklungen in Amerika zum Hintergrund. Da dieses Phänomen aber auch im deutschsprachigen evangelikalen Bereich zunehmend eine Rolle spielt,² ist es gut, dass dieses fundierte, differenzierte Werk in deutscher Übersetzung erschienen ist.

Alles in allem handelt es sich also um ein empfehlenswertes Buch.

Jochen Klein



»Ich bin Christ, weil das Christentum wahr ist. Ich bin Christ, weil ich so leben möchte, dass es der Wahrheit entspricht. Ich bin Christ, weil meine Hochachtung vor der Wahrheit mir keine Alternative lässt.«

Der ehemalige Atheist J. Warner Wallace, zitiert auf S. 116

² Vgl. »Kritisches zur postevangelikalen Bewegung«, *Zeit & Schrift* 1/2020, S. 28–31.

Wehrdienst und Kriegsdienst

Zum Artikel von Hartmut Kretzer und Mathias Lipa in Heft 2/2026

Der o.g. Beitrag ist für mich als anerkannter Kriegsdienstverweigerer ein Schlag ins Gesicht. Ich habe 1971 als wiedergeborener Christ den Dienst an der Waffe aus Gewissensgründen verweigert, was zu jener Zeit recht mühsam war, denn ich musste nachweisen, dass mein Gewissen als Christ durch den Zwang zum Dienst mit der Waffe unerträglich belastet worden wäre. Auszugsweise einige Punkte aus meiner damaligen Begründung:

Jeder Mensch ist ein Geschöpf Gottes, und niemand darf sich daran vergreifen und es z. B. töten. Gott stellt das unter Strafe:

»Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll durch Menschen vergossen werden; denn nach dem Bilde Gottes hat er den Menschen gemacht« (1Mo 9,6).

»Du sollst nicht töten [oder morden]« (2Mo 20,13).

Da im Kriegsfall auch die Macht über andere eine Rolle spielt, verbietet Gott das bereits im Rahmen der Zehn Gebote:

»Und du sollst die Frau deines Nächsten nicht begehren. Und du sollst dich nicht gelüsten lassen nach dem Haus deines Nächsten noch nach seinem Feld noch nach seinem Knecht noch nach seiner Magd noch nach seinem Rind noch nach seinem Esel noch nach irgendetwas, das deinem Nächsten gehört« (5Mo 5,21).

Gott als der Schöpfer steht über seinen Geschöpfen und behält sich das Gericht über sie vor:

»Mein ist die Rache und die Vergeltung für die Zeit, da ihr Fuß wankt. Denn nahe ist der Tag ihres Verderbens, und was ihnen bevorsteht, eilt herbei« (5Mo 32,35).

Oder im Neuen Testament:

»So verurteilt nichts vor der Zeit, bis der Herr kommt, der auch das Verborgene der Finsternis ans Licht bringen und die Absichten der Herzen offenbaren wird!« (1Kor 4,5)

»Einer ist Gesetzgeber und Richter, der zu retten und zu verderben vermag. Du aber, wer bist du, der du den Nächsten richtest?« (Jak 4,12)

Gott delegiert das Richten an die Menschen z. B. in Form der Obrigkeit. Doch die Bundeswehr mit der Obrigkeit zu vergleichen halte ich für falsch, denn bei

der Obrigkeit geht es um Gut und Böse – sie soll also z. B. Verbrecher verfolgen und bestrafen. Ich kann aber feindliche Soldaten, die ich selbst im Verteidigungsfall mit Gewalt angreifen muss, nicht als Verbrecher bezeichnen, denn ich kenne sie im Normalfall nicht. Und solchen Befehlen kann ich als Christ nicht folgen, denn Gottes Wort sagt etwas anderes:

»Sie führten sie aber herbei und stellten sie vor den Hohen Rat; und der Hohe Priester befragte sie und sprach: Wir haben euch streng geboten, in diesem Namen nicht zu lehren, und siehe, ihr habt Jerusalem mit eurer Lehre erfüllt und wollt das Blut dieses Menschen auf uns bringen. Petrus und die Apostel aber antworteten und sprachen: Man muss Gott mehr gehorchen als Menschen« (Apg 5,27–29).

Sehr schwer wiegt m. E. auch, dass, wenn ich als Christ diese feindlichen Soldaten töte, ich ihnen unter Umständen die Möglichkeit nehme, Jesus Christus im Glauben anzunehmen. Oder was ist, wenn unter den feindlichen Soldaten Brüder in Christus sind?

Wenn Soldaten ihren Dienst antreten, geloben sie Gehorsam gegenüber dem Dienstherrn, d. h. sie müssen auch Befehlen gehorchen, die sie eigentlich als Christ nicht ausführen würden. Das stumpft ab. Das Gewissen wird verhärtet. Doch gerade das sollen Christen nicht tun.

Diese Situation birgt natürlich große Risiken in sich, besonders wenn man das eigene Gewissen im Sinne des Neuen Testaments respektieren will. Denn auf diese Weise kann man leicht das eigene Gewissen einem anderen Menschen und seinen Befehlen opfern. Ein Christ sollte jedoch ein reines Gewissen anstreben, so wie Paulus es sagt:

»Darum übe ich mich auch, allezeit ein Gewissen ohne Anstoß zu haben vor Gott und den Menschen« (Apg 24,16).

In der Behandlung gerade der Frage der Einbuße der eigenen Handlungsfreiheit lehrt die Bibel:

»Ihr seid um einen Preis erkaufte. Werdet nicht Sklaven von Menschen!« (1Kor 7,23)

Wenn dann z. B. der Staat von mir fordert, Menschen zu töten, muss ich als Christ doch Nein dazu sagen.

Nebenbei bemerkt war die römische Armee im Neuen Testament ein Berufsheer. Deshalb ist der Hinweis auf den gottesfürchtigen Kornelius etwas problematisch, um den Beruf des Soldaten für einen Christen zu rechtfertigen. Denn wir dürfen unseren Blick nicht auf Menschen lenken, um unsere Wegweisung zu erhalten – auch nicht, wenn es sich um fromme Menschen handelt.

Nicht zu vergessen ist auch, dass es Soldaten waren, die den Herrn Jesus gekreuzigt haben:

»Da sprachen sie zueinander: Lasst es uns nicht zerreißen, sondern darum lösen, wessen es sein soll! Damit die Schrift erfüllt wurde, die spricht: ›Sie haben meine Kleider unter sich verteilt, und über mein Gewand haben sie das Los geworfen.‹ Die Soldaten nun haben dies getan« (Joh 19,24).

Der Herr Jesus ist unser Maßstab und hat völlig auf seine Verteidigung verzichtet. Ist es da vielleicht auch für Christen sinnvoll, im Angriffsfall auf ihre Rechte zu verzichten?

Nach der Bibel sind Christen Bürger zweier Reiche:

»Denn unser Bürgerrecht ist in den Himmeln, von woher wir auch den Herrn Jesus Christus als Retter erwarten« (Phil 3,20).

Und wenn es um Christen geht:

»Da ist nicht Jude noch Grieche, da ist nicht Sklave noch Freier, da ist nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus« (Gal 3,28).

Ein Christ wird sicher versuchen, ein guter Bürger seiner irdischen Heimat sein. Aber diese kann nicht mehr das eigentliche Vaterland sein, denn im Christentum sind nationale Unterschiede zweitrangig. So wird die neue geistliche Nationalität die Gesinnung eines Christen bestimmen und bei Kollisionen mit der irdischen Heimat den Vorrang haben. Als Christ lebe ich daher zufällig in Deutschland.

Übrigens setzt der Herr Jesus im Verteidigungsfall auf Diplomatie:

»Oder welcher König, der auszieht, um sich mit einem anderen König in Krieg einzulassen, setzt sich nicht vorher hin und ratschlagt, ob er imstande ist, dem mit zehntausend entgegenzutreten, der gegen ihn mit zwanzigtausend anrückt? Wenn aber nicht, so sendet er, während er noch fern ist, eine Gesandtschaft und bittet um die Friedensbedingungen« (Lk 14,31).

Für gefährlich halte ich die Aussage, dass sich Auslegungskriterien geändert haben sollen. Welche sind das denn?

Geärgert hat mich auch der folgende Absatz: »Der Dienst an der Waffe kann also trotz der paradox klingenden Formulierung ein Dienst der Liebe sein, sowohl für unsere Mitmenschen allgemein wie auch für unsere verweigernden Brüder.« Ist damit auch die Liebe der feindlichen Soldaten gemeint?

»Ihr habt gehört, dass gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde, und betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters seid, der in den Himmeln ist! Denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte« (Mt 5,43–45).

Und sind Verweigerer verantwortungslose Drückeberger?

Zum Schluss sei noch angemerkt, dass die Verfasser des Beitrags in der Zusammenfassung scheinbar nicht auf der Höhe der Zeit sind. Denn als Vater von zwei studierenden Söhnen kann ich das heutige Studieren nicht als kostenlos bezeichnen. Stichworte dazu: Semestergebühren und Kosten für Wohnraum am Studienort.

Ich finde es deshalb sehr schade, dass im derzeitigen Aufrüstungswahn (Zeitgeist) durch diesen Beitrag Christen motiviert werden sollen, sich an der »Kriegstüchtigkeit« zu beteiligen, und die Kriegsdienstverweigerung herabgesetzt wird. Denn als Verweigerer vertraue ich im Kriegsfall auf Gottes Hilfe und nicht auf Menschen.

In diesem Zusammenhang empfehle ich noch das Buch von A. E. Wilder Smith: *Greift der Christ zur Waffe?*

Eine weitere Bibelstelle:

»Vergeltet niemand Böses mit Bösem; seid bedacht auf das, was ehrbar ist vor allen Menschen! Wenn möglich, soviel an euch ist, lebt mit allen Menschen in Frieden! Rächt euch nicht selbst, Geliebte, sondern gebt Raum dem Zorn Gottes! Denn es steht geschrieben: ›Mein ist die Rache; ich will vergelten, spricht der Herr.‹ ›Wenn nun deinen Feind hungert, so speise ihn; wenn ihn dürstet, so gib ihm zu trinken! Denn wenn du das tust, wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.‹ Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit dem Guten!« (Röm 12,17–21).

Herbert Laupichler

Das Streben nach Glück

»Gott – sein Weg ist vollkommen; das Wort des HERRN ist geläutert; ein Schild ist er allen, die zu ihm Zuflucht nehmen.« (2Sam 22,31)

Ein Meilenstein der Demokratie und der Menschenrechte ist der Inhalt der Unabhängigkeitserklärung der USA. Als die Erklärung vor 250 Jahren – am 4. Juli 1776 – vom Zweiten Kontinentalkongress verabschiedet wurde, verbreitete sich ihr Inhalt in Windeseile. Die deutsche Fassung der Präambel begann wie folgt: »Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht, daß alle Menschen gleich erschaffen worden, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt worden, worunter sind Leben, Freyheit und das Bestreben nach Glückseligkeit.«

Das Streben nach Glück ist seit jeher einer der Grundantriebe in der Lebensgestaltung des Menschen. Ja, diese Sehnsucht ist uns vom Schöpfer selbst ins Herz gelegt worden. Denn wir sind »im Bild Gottes« (1Mo 1,27) geschaffen, und er stellt sich uns in der Bibel als der »selige Gott« (1Tim 1,11) vor, der in sich vollauf glücklich ist. Das ist genau das,

wonach wir suchen – und wir sollen es in der Beziehung zu Gott finden.

Auf uns allein gestellt können wir zwar »happy« sein, aber wirkliches, bleibendes Glück finden wir nur in einer tiefen Vertrauensbeziehung zu Gott, der Quelle des Glücks. Eine hedonistische Gesellschaft, die Gott ablehnt, kann Spaß konsumieren und versuchen, momentane sinnliche Genüsse zu maximieren. Doch in unserem Inneren bleiben wir weiterhin leer. Denn, so stellt der Mathematiker und Philosoph Blaise Pascal (1623–1662) fest: »In jedem Herzen gibt es ein Vakuum, das nur Gott durch seinen Sohn Jesus Christus füllen kann.« Und an anderer Stelle formuliert er treffend: »Das Glück ist nicht in uns, das Glück ist nicht außerhalb von uns. Das Glück ist in Gott, und wenn wir ihn gefunden haben, dann ist es überall.«

Thomas Pommer
(aus: *Leben ist mehr*)